HD WIDENER
HW WTRC K

51632.45.140

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

5361-1 8

Gleichnisse

Drei Novellen von

MORITZ HEIMANN

WIENER VERLAG
WIEN und LEIPZIG

145

Gleichnisse

Von demſelben Verfaſſer erſchien bei S. Fiſcher, Berlin:

Die Liebesſchule. Eine dramatiſche Dichtung.

Gleichnisse

Drei Novellen

von

Moritz Heimann

Zweite Auflage

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1905

51632.45.140

Alle Rechte vorbehalten.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
19 DEC 1962

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Meiner Mutter, in Dankbarkeit.

Inhalt

Seite

Wintergeſpinſt 9

Mr. Tullers Reſpekt 83

Die Fylgja 113

Wintergeſpinſt

Eine Novelle

I.

Die ſtillen, unbewegten Novembernebel hatten ſich nicht einmal zum Regen verdichtet; da fegte über Nacht eine rauhe, ſtürmiſche Kälte ſie weg. Der bisher zähe, dem Fuß ſtehende Sand wurde hart mit allen ſeinen Erhöhungen und Vertiefungen von Wagengeleiſen und Stapfen von Menſch und Tier. Die wenige feinzerſprühte Feuchtigkeit des Nebels, gefrierend in dem jähen Kälteſturm, ſprengte in der oberſten Schicht des Erdbodens; und ſo lag ein dünner, wie mit engſtem Sieb gebeutelter Staub auf Wegen und Straßen. Zuweilen ſtieß ihn und blies ihn der Wind auf, wirbelte ihn durch die trotz der Kälte nicht klare Luft und ſchleuderte ihn unbehaglich auf Menſch, Tier und Baum.

Es war eine bösartige Kälte, von der Sorte, die auf dem Wetterglas ihre Tücken nicht verrät. Schlich

ein Handwerksbursche daher, so hielt er die Hände in den Taschen bis fast zu den Ellenbogen und klemmte Stock und Bündelchen an den Leib. Er machte den Hals so kurz wie möglich und konnte sich nicht helfen, wenn Auge und Nase weinten. Die Akazie, unter der er dahinstrich, zwickte grade noch seinen verbeulten Hut, begab sich aber übrigens der Schadenfreude und stand mit ihren paar schwarzen Blattfächerlein im harten Kummer da.

Wer es besser hatte als der kahle Baum und der kahle Mensch und im Wagen wohlverwahrt seiner Straße zog, stellte den Kragen seines Überrockes hoch, daß die Ohren zugedeckt waren, und freute sich, wenn der Wind ihm die Staubwolke, die die Räder aufstörten, zur Seite jagte.

Fuhrleute, die an einem dieser Tage, kurz vor Mittag, in einem leichten Schuckeltrab dem Dorfe zustrebten, hatten es so freundlich nicht. Sie saßen auf ihren Wagen, die, zum Fahren von Bauholz bestimmt, nur aus den kahlen Radgestellen bestanden, ungeschützt auf hartgedrückten Heusäcken zwischen den Rungen des

Vorderwagens; sie kamen in der Richtung des Windes und wurden von ihm überholt.

Ihr Fahren klirrte und stieß; schweigsam saßen sie da. Und nur wenig ließen sie sich aus ihrer starren Haltung aufstören, als eines der Fuhrwerke sich aus der Reihe löste und unter heftigem Antreiben der Pferde die Spitze gewann. Etwas ärgerlich, doch auch belustigt und nicht sonderlich überrascht sahen sie dem Ausreißer nach.

Der nun entfernte sich schnell von den Kameraden. Er saß fest auf seinem Heusack, das eine Bein bequem umgeschlagen; er hatte es einmal gebrochen und es war krumm geheilt; so beim Fahren nutzte er das Gebrechen zu seiner Bequemlichkeit. Seine mageren Pferde ließen sich befeuern, ihr Blut wurde warm, und bald hatten sie mehr den Zügel als die Peitsche nötig. Beides aber, Zügel und Peitsche, schwang und schüttelte ihr Herr. Und während er mit seinem schwerfälligen Wagen, daran die Ketten immer etwas wie einen Klang versuchten und es doch nur zu einem bald wieder toten Klappern brachten, eine Fahrt verübte, wie sie einer Sonntagskutsche an-

gestanden hätte, verstellte er sein lederfarbenes Gesicht zu einem wehleidigen Ernst, gleichsam, als ob er Vorwürfe, die man ihm machen könnte, von vornherein ins Unrecht setzen wollte.

So donnerte er dahin, hinter ihm, immer mehr sich verlierend, die andern Wagen, vor ihm die giftige Sandwolke. Er beschleunigte noch die Fahrt, als ihm die ersten Häuser des Dorfes entgegenkamen, und gewohnt, unwillige Aufmerksamkeit zu erregen, zog er in scheinheiliger Ehrbarkeit die Stirne immer krauser. Der Nacken stand ihm gerade, und man hätte meinen können, daß seine Augen nichts anderes gewahrten, als die zwischen den beiden Pferden hart springende Deichsel. In Wirklichkeit errafften seine listigen Funkelblicke fast alles, was ihnen nicht durch Mauern und Zäune versteckt war. Und so blitzte ihm denn auch ein Vorgang ein, der sich auf einem Hof, dessen Flügeltüren offen waren, abspielte. Dort stand eine übergroße, knochige Frau und sprach auf Kinder heftig scheltend ein und dem einen von ihnen, einem zwölfjährigen Knaben, schlug sie eben ins Gesicht.

Der Mann auf seinem Wagen verzog wutvoll den Mund und dachte nicht mehr daran, mit seinen Mienen zu spielen; das geschlagene Kind war sein eigenes. Noch wilder fuhr er darauf los und bog, wo die Dorfstraße einen Winkel machte, so kurz um die Ecke, daß er den untersten Treppenstein eben noch vermied. Von den Höfen flogen ihm Schimpfwörter nach; die Pferde ließen sich nicht mehr halten und nur gerade noch lenken; sie rasten in Galoppsprüngen des Wegs, bis ein scharfer Ruck sie herumriß und sie vor den geschlossenen Torflügeln ihres Gehöftes stillstanden. Ihre Flanken tobten, und von ihren Leibern stieg der dicke Dampf in die Luft.

Niemand kam, das Tor zu öffnen. Nur ein mittelgroßer, schwarzer Hund strich um den Pfosten einer Seitentür und näherte sich träg und hämisch.

Der Mann auf seinem Wagen ließ lieber die Pferde alt werden, als daß er abstieg. Nicht aus Faulheit aber blieb er auf seinem Sack, sondern mit jeder halben Minute, die es ihn warten ließ, wollte er die Schuld eines Hausgesindes wachsen lassen. Endlich kam im Trab der vorhin auf dem fremden Hof geschlagene Knabe

herbei; er schlüpfte durch die Pforte, zog die Torriegel zurück und öffnete die beiden Flügel. Er hatte den Vater nicht gegrüßt und tat es auch jetzt nicht. Während der Wagen tief in den Hof hineinfuhr, ging der Knabe neben den Pferden her mit gesenktem Kopf und wie abwesend.

Der Vater war schon von seinem Sitz gekrochen und betrat eben das Haus, als die Mutter durch eine Lücke im Nachbarzaun ihre schmale Gestalt hindurchzwängte und eilends auf das Fuhrwerk zukam. Sie hatte sich bei der Nachbarin ein wenig verschwatzt und war nun, da sie ihren Mann so früh nicht erwartet hatte, voll Furcht. Sie machte sich daran, dem Jungen beim Ausspannen zu helfen. Ohne daß sie des Knaben achtete, stutzte sie plötzlich vor etwas in seinem Wesen, und während sie einen gelösten Strang über den Rücken des Pferdes zurückschlug, fragte sie auf das hellhaarige Haupt ihres Sohnes hernieder: „Junge! was hast du?“ Der Knabe, der mit unsicheren Händen an einem Riemen knotete, zuckte sein Gesicht empor, und seiner aufgeschreckten innersten Natur nach strahlte ein freund-

liches, fragendes Lächeln in seinen Mienen auf. Doch fast im gleichen Augenblick erstarrte dieses Lächeln zu einem Schrecken, seine Augen füllten sich mit Tränen, und sein Kopf beugte sich so schwer vornüber, daß er die Schultern mitbewegte. Aber er gab keine Antwort. Die Mutter wurde ratlos, zwang sich aber, damit der Vater nicht aufmerksam würde, nicht in das Kind zu dringen. Auch hatte sie es eilig, das Mittagessen zu rüsten und aufzutragen, und so ließ sie den Jungen die Pferde in den Stall geleiten und sprang ins Haus. Der Knabe besorgte, wie von einem schweren Traum befangen, sein Geschäft, dann ging auch er zum Essen.

Das Gehöft war leer; nur auf dem Reisighaufen in der Nähe des grünmoosigen Bretterzaunes stand der schwarze, schwarzäugige Hund. Er wurde mit dem wunderlichen Namen „Wasser" gerufen und war keine gewöhnliche Kreatur. Er bellte nie nach den Vorübergehenden, noch biß er; aber er hatte, vielleicht weil kein weißer Punkt in seinem ganzen Fell war, etwas hämisch Unheimliches, wenn er von seinem erhöhten Platz über den Zaun musterte.

Es war ein verfallener, vernachlässigter Hof. Die Strohdächer auf den Ställen und auf dem Haus waren, seit Jahren nicht ausgebessert, mit dicken Moosknöpfen besetzt. Schon war das Gebälk des Hauses an einigen Stellen morsch geworden und das Dach gesunken, so daß das Haus wie ein sich schmerzhaft vom Liegen aufrichtendes lebendiges Wesen aussah. — — —

Bei dem Essen wurde kaum ein Wort gesprochen. Auch das jüngste Kind, ein Knabe von vier Jahren, kannte zur Genüge alle drohenden Anzeichen und verhielt sich furchtsam und still; um so mehr, als der Bruder nicht wie sonst das dumpfe Schweigen mit Neckereien unterbrach. Die Frau wurde immer ängstlicher, und die großen, schwarzen Augen in ihrem Vogelgesicht wurden starr, wenn sie auf ihren Jungen sah. Es wurde ihr, sie wußte nicht wie, gewiß, daß ihr mehr als einer der gewohnten tobenden Anfälle ihres Mannes drohe. Sie bangte danach, den Sohn auszufragen; aber als das Essen beendet war und die kleine Gesellschaft sich auflöste, fand sie nicht gleich die Gelegenheit, ihn beiseite zu nehmen. Dann ging der Mann in den Stall, sie

ſah ſich nach dem Knaben um, aber ſie ſuchte und rief ihn vergeblich. Er war gegen ſeine Gewohnheit, ohne ihr ein Wort zu ſagen, verſchwunden. Sie ſtand in der Haustür, der Kälte nicht achtend, und murmelte ein über das andere Mal die gewohnte Formel ihrer Freuden und Ängſte: „Jeſus Chriſtus! Jeſus Chriſtus!“ Ihr Mann kam mit einer ſtarken eiſernen Kette aus dem Stall und humpelte nach der Hoftür. Er kehrte um und ſagte, lauernden Blicks, die Kette ſei geplatzt, er müſſe ſie zum Schmied bringen. Sie erbot ſich, die Beſorgung auszuführen; er müſſe doch ſeine Ruhe haben, ehe er wieder zur Arbeit führe. Da aber bekam ſie zu hören, was ſie ſchon hatte kommen fühlen: er fahre nicht mehr in die Heide heut, und ſinnlos wiederholte er, daß die Kette geplatzt ſei und daß er die Kette müſſe ausbeſſern laſſen. Damit ging er. So wußte ſie, daß wieder die Leidenszeit für ſie und das Haus angebrochen ſei, die langen Wochen, in denen der Mann trank, tobte und müßig ging.

Qual und Erbitterung darüber konnte ſich, beunruhigt durch die Angſt um den Jungen, nicht ganz in

ihr feſtſetzen. Sie ging in das Wohnzimmer zurück und, als ſie dort das Bübchen auf der Ofenbank eingeſchlafen und mit roten Bäckchen, unbequem wie Kinder liegen, und ſelig atmend ſah, fiel ihre Mutter ihr ein, die ſie ſchon lange nicht geſehen hatte, da die alte Frau, die ihr armes Witwenleben in einem eigenen Häuschen zubrachte, ſchon ſeit Jahren nicht mehr die Schwelle ihres Schwiegerſohnes überſchritt.

Einen Augenblick dachte ſie nach, dann neſtelte ſie, entſchloſſen, das Band, das ihre Kleider wirtſchaftlich aufſchürzte, los, ſchüttelte ſich zurecht, ſchlug ein grauwollenes Tuch um Kopf und Schultern und huſchte von dannen, zur Mutter hin.

Und wirklich erfuhr ſie von der alten Frau, daß etwas Schlimmes geſchehen ſei. Der Frau Barleben waren, während ſie Futter ſtampfte, zwei Taler geſtohlen worden, die nebeneinander auf dem Glasſpind gelegen hatten. „Und ſie," ſagte die Großmutter, „hat den Verdacht auf den Franz geſchmiſſen, der iſt das einzige Fremde im Haus geweſen. Vorher war das Geld noch an ſeinem Platz, und nachher nicht." „Jeſus Chriſtus,"

flüsterte jach die Frau und faltete und rang die Hände. Sie glaubte das Ungeheuerliche nicht; aber es fiel ihr auch nicht ein, daß der Vorfall aufgeklärt werden müsse und aufgeklärt werden könne und daß es für unschuldige Menschen von Verdächtigungen eine Reinigung gebe.

In ihrer Not siedete eine unsinnige Zärtlichkeit gegen den Jungen in ihr auf; sie vergaß, daß Menschen an dem Vorfall beteiligt waren, mit denen zu reden war: Frau Barleben und deren Sohn, den Franz besucht hatte; und hilflos klagte sie, warum nur der Junge zu jenen Leuten gegangen sei; — nicht anders, als wenn man ihr erzählt hätte, er sei in eine Grube gefallen.

Die Großmutter mißhörte das als einen Vorwurf; und die von Alter und Krankheit wie ein Winkeleisen gebogene Greisin verwies ihre Tochter, wobei sie den Wacholderkrückstock derb aufstieß und die Rede noch unwirscher als sonst aus ihrem vertieften Munde hervorgehen ließ.

Sie brachte ihre Tochter zum Weinen damit, und das war der einzige Trost, den sie ihr geben konnte.

II.

Inzwischen war ihr Mann — Kaps hieß er — ins Dorf gegangen. Was er gesehen hatte, reichte an sich schon aus, seine Wut herauszufordern; und obenein, da der Junge schon zwölf Jahre alt war und in den Konfirmandenunterricht ging, mußte es nichts Geheures sein, was dahinter steckte. Er wollte es herausbekommen, aber ohne zu fragen.

So humpelte er die Straße entlang, mit der sachlichen ehrbaren Miene, die er immer aufsteckte, wenn er davor war, auf ein paar Tage oder Wochen aus der Ehrbarkeit zu fallen. Nur als eine große Frau, gegen die Kälte schlecht verwahrt, mit flatternden Röcken an ihm vorbeirannte, wurde er unbefangen und rief ihr einen gutmütigen Zynismus nach. Sie kehrte sich nicht daran und eilte weiter; er traf den Schmied vor der Tür unter

der kahlen Kaſtanie, wies hinter der kräftig Laufenden her und ſagte: „Iſt kaltes Wetter, Bertold; da merkſt du nicht, wer faul, wer fleißig iſt; ſie rennen alle.“ Der Schmied ſah aufmerkſam nach dem Wirtshaus hinüber, wo eben ein großer Schlächterwagen abfuhr. Zerſtreut wandte er ſich zu Kaps und fragte, was er bringe; ob die Kette entzwei ſei und ob die Arbeit gleich gemacht werden müſſe? „Es hat Zeit, Bertold,“ antwortete Kaps ſtotternd, „morgen früh,“ er zwinkerte, „morgen früh,“ und ſteuerte dem Wirtshaus zu.

Die Neigung, Unfug zu treiben, rumorte ihm in den Gliedern, aber die Trinkſtube war leer, und es blieb ihm nichts übrig, als ſich ſtill hinzuſetzen und zu warten. Er wählte ſeinen Platz in der Hölle, dem bequemen breiten Raum zwiſchen Ofen und Wand. Der Wirt ſchlief hinter dem Schenktiſch auf ſeinem Stuhl wieder ein, und geduldig wartete Kaps, faſt ohne ſich zu regen.

Es war ſchon Dämmerung in der Stube, als der Wirt erwachte. Er gähnte, räkelte ſeine unterſetzte Geſtalt und ſtrich ſich den dichten, roten Vollbart zurecht. Dann ging er in das Wohnzimmer und holte ſich ſeinen

Vesperimbiß. Er goß allerlei Getränk zusammen, wobei er sich zuweilen unterbrach, um breite Zwiebelscheiben auf ein Butterbrot zu schneiden, von dem er dann große Happen mit Salz bestreut in den Mund schob und gründlich kaute. Er tat so, als ob er seines Gastes nicht sonderlich achte, und jedenfalls nicht verwundert sei, ihn um diese Zeit im Krug statt bei der Arbeit zu sehen. Und das tat er in der abgründigen Verlogenheit seiner Natur, um sich ein gutes Gewissen vorzuschwindeln: denn eigentlich war es ihm verboten, dem Kaps, der öffentlich als Trinker gebrandmarkt war, einzuschenken. Er war es vor Jahren gewesen, der Kaps so grob vor die Tür geworfen hatte, daß der Trunkene sich das Bein brach; stöhnend blieb er damals fast eine Stunde lang liegen, ohne daß man ihm half. Die polizeiliche Untersuchung, die eingeleitet wurde, verflüchtigte sich, niemand wußte wie. Aber das wußten alle, daß, falls er hatte Geld zahlen müssen, der Wirt es wohl verstanden haben würde, die Summe auf ein lächerlich geringes Maß zusammenzudrücken. Und nicht einmal auf Kapsens Kundschaft hatte er lange zu verzichten gebraucht; der kam

ihm von selber wieder, bat, bettelte, trank und ließ sich wieder hinauswerfen; und der Wirt hatte dabei noch die Genugtuung, ihm das Getränk verweigern oder gewähren zu können, je nachdem es ihm beliebte, sich der Polizeivorschrift zu erinnern oder nicht.

Heute vergaß er sie, und als Kaps, mitten in dem verständigen Gespräch, das er angefangen hatte, sich wie beiläufig und mit einer sanften Selbstverständlichkeit Schnaps erbat, setzte er ihm das gewünschte, ungefüge Maß vor. Sie unterhielten sich wie ehrsame Leute, und Kaps holte sich, aus seinem warmen Sitz hinauslangend, ein Maß nach dem andern vom Schenktisch.

Langsam erblindete das Haus in der frühen Winterdämmerung, zitterte an Mauern und Fenstern, wenn ein Wagen vorüberfuhr, und wurde nach jedem Zittern schweigsamer und toter. Die Stimmen der beiden Männer versuchten unwillkürlich in heimlicherem Klang zu ertönen, dem Flüstern nahe; am Ende schwiegen sie. Der Wirt unterschied kaum noch des Trinkers fahles Gesicht.

Allmählich wurde es draußen vollends dunkel; ein

paar Fuhrwerke waren heimgekommen, die Schulkinder klapperten nach Hause, und durch die feuchten Scheiben sah man schon Licht verzerrt aus dem gegenüberliegenden Haus herstrahlen. Da hob sich der Wirt von seinem Stuhl und bequemte sich, die Lampe anzuzünden, die armselig und ohne Glocke von der Decke niederhing. In dem Licht blinzelte der Trinker stark und schüttelte sich; der Wirt sah ihn an und bemerkte auf seinen Backenknochen feuerrote Flecken. „Na," sagte er, „Albert, nun hast du wohl genug?" „Gib mir noch einen," bat überredend Kaps und schob, wie er es jedesmal getan hatte, das Geld hin. Der Wirt gab schweigend das Verlangte her.

Sie waren wieder stille, nur unbehaglicher, ungeduldiger und wartend. Das Dorf meldete sich mit keinem Laut; es glitt von dem Schlummer des Tages nach der kurzen Vesperunterbrechung in den Schlummer der Nacht hinüber.

Endlich, gegen sechs Uhr, klang die Glocke an der Ladentür; ein Handwerksbursche trat ein, bot die Zeit und setzte sich an einen der Tische. Es war ein Mensch von ungefähr vierzig Jahren, mit einem hageren und

blaſſen Geſicht, ſonſt aber, auch was ſeine Kleidung anging, nicht ſchlecht im Stande. Er forderte Schnaps und fragte, was er zu eſſen bekommen könne. Der Wirt ſchlug Pellkartoffeln und Heringe vor, worauf der Handwerksburſche ſich eine Portion beſtellte.

Kaps in ſeiner Ecke wurde kribbelig. Es trieb ihn, mit dem Fremden anzubandeln, aber er wußte den Anfang nicht. Es machte ihm keinen Spaß, die Leute geradezu auszufragen, ſondern er wollte ſie ertappen, und er hatte ſich eine kunſtvolle Art ausgebildet, die Menſchen aufzuziehen, indem er es vorzog, ſie nicht bei offenbaren wunden Stellen ihrer Exiſtenz anzurühren, was ein einfaches Verfahren mit Hieb und ſchnellem Gegenhieb geweſen wäre; ſondern er tippte am liebſten dort an, wo er keine Schande, ſondern leichte Scham und Verlegenheit annehmen konnte; etwa den Beruf bei Lehrern, die ſich ärgerten, wenn man ſie Schulmeiſter hieß; oder die Religion, wenn er den Verdacht hatte, daß ein jüdiſcher, geſchniegelter Reiſender nicht gerne daran erinnert wurde.

Bei dem Fremden wußte er nicht einzuhaken. Der

saß anständig und unbefangen da und wie einer, der noch einen Groschen Geld in der Tasche hat. Aber Hunger hatte er, und als ihm das Essen aufgetragen wurde, machte er sich eifrig darüber her. Kaps, der ihn beobachtete, sah, wie er jedesmal das Messer kräftig in die Kartoffel schlug und immer mit demselben übertriebenen Schwung das Stück der Schale abzog. Und mit einem Male wußte er Bescheid. Er erhob sich aus seiner Hölle und setzte sich, sein Glas mit sich führend, an den Tisch des Handwerkers, ihm immer auf die Hände schauend. Jener sah mit Selbstbewußtsein strafend auf, merkte aber, wes Geistes Kind er vor sich habe, und gab sich zufrieden. Kaps grinste und begann das Gespräch: „Sie suchen wohl Arbeit?" Er bekam keine Antwort. Kaps ließ sich nicht irre machen. „Sie, wenn Sie Arbeit suchen, dann gehen Sie zu Jakoben." Der Wirt lachte laut auf. Der Handwerksbursche begann ärgerlich zu werden, zumal er von dem Wirt auf seinen fragenden Blick nur ein erneutes Gelächter einheimste.

Da wollte es der Zufall, daß ein hageres Männlein hereinkam, mit einer jämmerlich knarrenden Stimme

sich ein Fläschlein füllen ließ und so schattenhaft verschwand, wie es gekommen war. Der Wirt lachte noch einmal auf, und Kaps setzte sein Verfahren mit steigender Lustigkeit fort: „Wissen Sie, wer das war? Das war Jakob.“

Dem Handwerksburschen begannen die Bissen im Schlund zu quillen, er schlug das Messer auf den Tisch und schrie sein Gegenüber an: „Lassen Sie mich in Ruhe! Verstanden? Saukopp!“ Da stand Kaps auf und entlud eine gut gespielte Entrüstung in großen Bewegungen seiner rechten Hand. „Was, Saukopp? Jakob! Jakob ist ein Meister, und Sie sind kein Meister. Und Jakob ist der Schneider im Dorf, und Sie sind auch ein Schneider!“ — und nun gab es kein Halten mehr. Er war über den toten Punkt hinaus, und der Trunk und die zurückgestaute Aufregung raubten ihm die Gewalt über sich, das absichtliche Spielen schwand aus seinem Betragen. Indem er auf dem gesunden Bein zu stehen versuchte, aber immer das kranke zu Hilfe nehmen mußte und mit den Armen fuchtelte, tobte er gegen den Handwerker: „Was? Du bist kein Schneider?

Jedem ist anzusehen, ob er ein Schneider ist. Ziehst die Pelle von der Kartoffel lang wie einen Faden, wie einen Heftfaden ziehst du, und willst kein Schneider sein? Mäh, mäh!" Da aber stand der entlarvte Schneider auf, sprang um den Tisch und packte den trunkenen Mann in die Weichteile; er hob ihn hoch, trug ihn bis zum Ofen und stauchte ihn kräftig auf seinen früheren Sitz nieder. Schneider werden gemeinhin verleumdet: sie sind zum größern Teil kräftige Leute.

„So, da bleib!" bestätigte er die Exekution, und schnaufte — mehr aus Stolz, als von der Anstrengung. Dann setzte er sich wieder an seinen Tisch, aber essen konnte er doch nicht mehr. Kaps verhielt sich still; der Schneider war still; dann sagte der Wirt: „Ruhe im Lokal! Keine Stänkerei! Wer sich in meinem Lokal unanständig beträgt, fliegt 'raus!" „Geben Sie mir noch einen Schnaps," sagte der Schneider, und der Wirt brachte ihn. Eine Weile später kamen ein paar Leute, holten sich Zigarren und gingen wieder, oder setzten sich zu Bier und Schnaps an die Tische. Jedesmal, wenn einer kam, humpelte Kaps auf, näherte sich dem Schneider,

ließ sich aber von dessen drohendem Blick zurückscheuchen, ohne einen Angriff zu versuchen. Aber still war er nicht mehr in seiner Ecke. Er brummelte vor sich hin, machte mit Hand und Kopf beweisende Gesten und wurde immer aufgeregter.

III.

Der Abend war schon weit vorgerückt. Vor den unverhüllten Fenstern lag das dichteste Dunkel. Eine Weile schon waren keine Gäste mehr gekommen; ein schläfriges Unbehagen, dem einige Lust von der Trägheit, die den Entschluß zum Heimgang nicht fassen konnte, beigemischt war, war in den Dunst der Trinkstube versponnen. Da ging doch wieder die Tür, und ein Mann kam herein, der über der Schulter an einem Bindfaden zwei graue Steinflaschen trug. Er hatte einen schweren Gang und ein schlimmfreundliches Gesicht, das er geneigt hielt. Er trat an den Schenktisch, hob das Flaschenpaar von der Schulter und stellte es dem Wirt hin. Der Wirt fragte: „Willst du die Grauen voll?" „Jawohl," antwortete der Mann, „aber es hat Zeit." Er riß ein Streichholz an und brachte seine Pfeife in leb-

hafteren Brand. Aus dem Paffen heraus drehte er sein Gesicht dem Ofen zu und sagte: „Guten Abend, Kaps.“

Das war des Wartenden Mann, Barleben, auf dessen Hof der Junge war geschlagen worden.

Kaps erwiderte den Gruß nicht; er erhob sich und sprach aufgeregt auf Barleben ein: „Der Schneider, August, der Schneider — will mir an die Gurgel fahren — weil ich ihm sage — daß er zu Jakoben soll — sich Arbeit suchen! — Braucht er sich zu schämen, daß er ein Schneider ist? Ich kenne sehr anständige Leute, die Schneider sind. Siehst du, August, so pellt er die Kartoffeln. Wer so ausholt, ist allemal ein Schneider.“

„Mann Gottes,“ rief der Handwerksbursch herüber, „wenn Sie nicht gleich stille sind, dann setz' ich Sie noch mal auf den Hintern.“ Kaps ging auf seinen Platz. Ein paar von den Anwesenden lachten, und Kaps lachte mit; stand wieder auf und trat wieder auf Barleben zu. „Was sagst du dazu, August! Es ist ein Schneider. Kann ich ihm helfen? Aber soviel kannst du mir glauben, Angst habe ich nicht vor ihm. Was, August, wir haben keine Angst —“ und er schlug dem Mann nervös auf

die Schulter, sah aber zu dem Schneider hinüber: „Jawohl, Sie, wir haben auch noch keine Angst. Wir haben dem König von Preußen gedient. Wir haben Österreich und Frankreich mitgemacht; was, August?" Der Angeredete aber schnitt ein höhnisches Gesicht und bog die Schulter so, daß die auf ihr ruhende Hand niederfiel.

Kaps begann zu schlucken und hörbar zu atmen und blies zuweilen langsam die geschlossenen Lippen auf. „Gib mir noch einen Schnaps," sagte er und sah den Wirt an, als ob er durch ihn hindurchsähe, so daß dieser das Zögern vergaß und einschenkte. Kaps trank und wischte sich den Schnauzbart, und plötzlich fing er ein Lied halb zu singen und halb zu lachen an: „Bei Sedan, vor dem Tore, da steht ein Fichtenbaum—." Die Gäste stimmten ein. Sowie der Gesang aus den vereinzelt einfallenden Stimmen fest gesammelt war, hörte Kaps auf zu singen und fragte: „Warum singst denn du nicht mit, August?" Der knirschte dem Frager ein Schimpfwort ins Gesicht.

Nun brach Kaps los. Er stellte sich in die Mitte

des Zimmers, und indem er in ein erregtes, taumelndes Tanzen verfiel, sagte er zu den Anwesenden, die wieder schwiegen: „He! Haltet mal alle den Mund! Ob ihr von Sedan singt oder die Katze! Seid ihr bei Sedan gewesen? Ich bin bei Sedan gewesen, und August, wir beide. Da haben wir Wache gestanden bei einem umgefallenen Bahnzug. Derweilen ist die große Schlacht gegangen; und als wir von Wache abkommandiert wurden, da haben wir gemacht: marsch, marsch, und sind noch zur rechten Zeit gekommen, vor Abend, und Puhlmanns Karl, dem haben sie dort durch den Kopf geschossen.“ Er lachte: „Eisenbahnzug! Umgefallener Eisenbahnzug! Wenn ihr wissen wollt, was aus ihm geworden ist, wir haben keine Kenntnis davon, wir haben das eiserne Kreuz! Wenn ihr das wissen wollt, müßt ihr Augusten fragen, der hat so lange Wache gestanden bei dem umgefallenen Eisenbahnzug, daß er nachher man kaum seine Kompagnie fand. Am Abend, verstanden, als Hahn in Ruh war.“

Diese Erzählung war den Leuten nicht mehr neu; ob sie ganz richtig war, blieb ihnen immer ungewiß, und nur das wußten sie, daß etwas daran war und

3*

daß Barleben schon in Verlegenheit und Wut geriet, wenn ein boshaftes oder unbedachtes Wort nur von weitem an sein unrühmliches Verhalten rührte.

Die Männer schwiegen ernsthaft stille, und ihre Mienen drückten eine Art Bekümmernis aus, etwa wie ein unfreiwilliges, aber gerechtes Tribunal. Das reizte Barleben mehr als die Stichelei seines Gegners; er trat ihm nahe und hielt ihm seine mächtige, blaue, gequollene Faust unter die Nase. „Schlumps du," sprach er, nicht laut. „Willst du Leute fexieren? Daß du Soldat gewesen bist, das wissen wir nicht mehr, und wir haben dir bescheinigt, daß wir nichts mehr davon wissen wollen: wir haben dich aus dem Kriegerverein geschmissen, du bist kein Soldat gewesen."

Kaps, in seinem empfindlichsten Gram getroffen, knickte zusammen. Die Wolke der Trunkenheit lüftete sich, er sprach nun auch leise und zitterte dabei mit der rechten Hand hin und her: „Habt ihr mich 'rausgeschmissen? Aus dem Kriegerverein? Ich bin ein ehrlicher Mann. Sag' du's man dem Vorstand, August, daß sie ja keinen Spitzbuben 'rausschmeißen. Sonst wer

weiß, am Ende wer 'rankommt. Wie ſie Schönebecken den gedroſchenen Hafer aus der Scheune geholt haben, dieſen Herbſt, bei der Nacht, hat da ein Menſch im ganzen Dorf geſagt: ‚Das war Kaps!?' Willſt du auftreten und ſagen, daß mir einer was nachreden kann?" Einer der Gäſte rief dazwiſchen: „Nein, Albert, was Unreelles kann dir kein Menſch nachſagen; nur ein Sauſſack biſt du und hauſt deine Frau." Und die Reihe zuſammenzuſchrecken war an Barleben. Er wandte ſich ab, kam wieder und ſagte, ruhig und voll Hohn: „Tu nicht ſo groß, Albert. Es heißt ja, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Na, und was den Apfel angeht, das ſehe ich dir ja ſchon den ganzen Abend an, daß du's weißt, daß mir dein Junge zwei Taler aus der Kommode geſtohlen hat."

Kaps ſah ihn groß an. Sein Geſicht verzerrte ſich ſo gewaltſam, daß Tränen aus ſeinen Augen drangen. Ehe es ſich jemand verſah, ſprang er den Feind an und umſpannte ſeine Gurgel. Den Schwung, wie der ſich wehrte, glücklich benutzend, hieb Kaps ihn in die Hölle am Ofen hinein, kniete auf ihm und würgte ihn, indes

ihm die Tränen eine nach der andern über das Gesicht liefen. Barleben, der viel stärker war, konnte sich doch nicht von dem grimmigen Alb frei machen. Er war an der Brust und an den Schultern beengt, so daß er weder aus dem Grunde atmen noch die Kraft seiner Arme lösen konnte. Erbittert fuhr er dem auf ihm Knieenden ins Gesicht, ergriff ihn bei den Ohren und riß sie, daß sie bluteten. Es hätte schlimm für ihn enden können, wenn sich nicht schließlich der Wirt eingemischt und Kaps am Kragen gefaßt hätte. Sobald dieser die fremde Faust im Nacken fühlte, erlahmten ihm die Finger, und er lockerte den Griff. Dem Gegner gelang es, sich emporzuschnellen und ihn zurückzustoßen. Ehe der Kampf zum zweiten Male auskam, nahm der Wirt mit einer Hand Kaps an der Brust fest und wehrte mit der anderen Barleben ab. „Ruhig, Barleben, ruhig!" sagte er, schob Kaps zur Tür und setzte ihn mit einem geschickten Stoß hinaus. Schnell drehte er den Schlüssel um. Kaps blieb eine Weile an der Tür stehen, stieß mit dem Fuß und rüttelte. Dann ging er die Treppe hinunter und taumelte in dem breiten, gefrorenen Weg der Dorfstraße

einher. Er begann zu toben und ſchimpfte: „Gauner, Spitzbube,“ doch vorerſt ſo, als ob er ſich niemand vorſtellte, an den er die übeln Wörter richtete, und unverſehens fand er ſich auf dem Weg nach Hauſe. Da aber kehrte er um und trug, ſo ſchnell er gehen konnte, die Beſchimpfungen dorthin, wohin er ſie haben wollte. Wie eine Flut ſchäumte es ihm über den Mund. Er ſtürmte die Treppe in die Höhe, aber die Tür war noch verſchloſſen. Er ſah durch einen Spalt im Vorhang und tobte, ſo lange niemand im Bereich ſeiner Blicke war. Dann ging Barleben an ſeinen Augen vorüber, mit der ſcheinbar übertriebenen Schnelligkeit einer Erſcheinung, die unverſehens auftaucht und gleich verſchwindet. Kaps verſtummte, und wieder ging er hinunter. Und jetzt zum erſten Male brannte der Haß in ihm hoch, der männliche, klare, wahre Haß. Nun begehrte er nicht mehr zu lärmen, und ſein ganzes Gefühl bäumte ſich wollüſtig gegen den einen Mann auf, der ihn beleidigt hatte. Jener eigentümliche Stolz, der in Familien niſtet und ſie einigt, die verwahrloſen und deren Glieder, wenn ſie nicht von außen bedroht ſind, kalt, ja feindſelig gegeneinander ſtehen, griff ihn mit Schmerz an.

Noch einmal näherte er sich dem Haus, und diesesmal lautlos und mit einer Miene, als sähen ihn die Menschen auf seinem Wege und er müßte sie durch Unbefangenheit täuschen. Es war, als ob er das Türschloß überreden wollte, geöffnet zu sein, wenn er käme.

Aber sein ungleicher Schritt verriet ihn, und die Tür gab weder seinem ersten leisen Klinken noch seiner wieder ausbrechenden Wut nach. Er schrie in die Wirtsstube hinein und häufte den Schimpf auf Barlebens Haupt. Der saß drinnen, griente und ward bleich. Auch schwiegen alle, die um ihn saßen, und gaben keine Antwort, wenn sein Gesicht sich ihnen zuwandte.

Dann kehrte Kaps sich ab und ging nach Hause.

IV.

Die Nacht ſchien heller, als der Abend geweſen war. Noch war der Winter bleich und hatte den ſommerlang verhüllten Glanz der Sterne erſt halb enthüllt.

Im Schlaf lag das Dorf, weit und ſchattenhaft auseinandergeſtellt; kaum, daß aus einem Dachzimmerchen durch die feuchtangelaufenen Scheiben ein roter Schein herauszitterte.

Kaps ging eilends. Hart klappte ſein linker Fuß auf den Erdboden, in aufregendem Rhythmus mit dem andern, leicht auftretenden.

Aus ſeinem brennenden Mund quoll ſtoßweiſe der weiße Kegel ſeines Atems. Er ſagte nichts; nur einmal blieb er ſtehen und heulte auf, doch nicht aus Schmerz, ſondern aus der Gewohnheit ſeiner Trunkenheit.

Er ließ die Pforte zu ſeinem Hof offen ſtehen und

drang ins Haus. Er taſtete ſich in das Schlafzimmer, das, ſtockdunkel und von ſtickiger Luft angefüllt, auf ihn zu warten und ihn doch abzuwehren ſchien.

Seine Frau, die in unruhigem Schlummer dagelegen hatte, war ſchon zum Sitzen aufgefahren, als ſie die Hoftür hatte gehen hören. Sie hielt den Atem an und ſah nach dem Schatten, der ihren Mann, dunkler als das Dunkel um ihn, vorſtellte. Vor ihren Augen ſchwankte die Finſternis, und ſie ſah nicht, ob er ſtehe, gehe oder ſich bücke.

Plötzlich ſcholl ein Schrei.

Sie begann zu beben und wollte ſich auf den Arm ſtützen, doch der zitternde Arm trug ſie nicht mehr. Der kleine Otto fing zu greinen an. Sie ſprang aus dem Bett, erfaßte den Tiſch und ſchurrte mit der flachen Hand die Platte nach Streichhölzern ab. Sie fand deren und machte Licht. Da ſah ſie ihren Mann an Franzens Bett niedergebückt, beide Fäuſte in des Knaben Haar vergraben, und ſchon hatte er ihn zur Hälfte aus den Betten gezerrt. Raſendes Weinen in der Stimme, rief ſie den Mann, ſprang hinter ihn und riß ihn beim Rock-

kragen in die Höhe. Derweilen fiel der Knabe aus dem Bett, erhob ſich aber gleich und ſtand zitternd und mit den Zähnen ſchlagend da.

Kaps begann zu ſtottern: „Taler geſtohlen, zwei Taler geſtohlen!“ und ſchien ruhiger. Das verleitete die Frau, zu ſagen, es ſei alles Lüge und kein wahres Wort daran; aber grade dadurch entfeſſelte ſich ſeine Wut. Grade daß es, wie auch er nicht zweifelte, eine Verleumdung war, vergrößerte ſeinem innerſten, ſo oft mißhandelten, ſo oft verleugneten Stolz die Beleidigung. Er ſchlug auf die Frau und auf den Jungen mit den Fäuſten ein. Der Tiſch wurde hin und her geſtoßen, das Licht flackerte, entſetzt ſah der Kleine zu. Die Frau wehrte ſich mit ſchnellen, feſten Armen; ſie ſtieß den von Rauſch und Wut Blinden; er ſank auf das Bett des Knaben. Da riß ſie ihr Kind an ſich, trug es, das ſo groß war wie ſie ſelber, in den Armen und enteilte mit ihm über den Hof in die Scheune.

„Bleib hier! Jeſus, wie du frierſt! Kriech ins Heu,“ flüſterte ſie; „ich hol' uns Sachen.“ Sie mußte ihm auf die erſten Sproſſen der Leiter helfen, die von

der Tenne auf den Heuboden führte. Erst als er oben war, ging sie.

Drinnen fand sie den Mann eingeschlafen. Der kleine Otto hatte sich wie ein Häslein geduckt. Sie nahm Betten und Kleider zusammen, schlug und wickelte sie um das Kind und trug auch dieses zweite große Bündel in den Stall. Sie klommen die Leiter hinan, und im Heu machte sie sich und den Knaben das Lager.

Langsamer noch als bisher entrang sich nach dieser Nacht der Tag dem Dunkel. Die helle, freche Glocke, die ein Viertel vor acht zur Schule rief, mußte sich einige Dämpfung ihres vorlauten Wesens gefallen lassen, so dicht war der Frühnebel, der über der Straße und den Häusern stand, ungewiß, ob er sinken und den Himmel entschleiern, oder ob er sich träge emporheben und als totes Wintergewölk für lange die Sonne verdecken solle.

Erst gegen Morgen, als schon die Mutter aufstand, war der Schlaf des Knaben im Geleise ruhigen Atems gefahren. Sie ließ, da Kaps von seinem Rausch wie mit feuchten Stricken an das Bett gebunden lag, den

Jungen ruhen und weckte ihn nicht, sich zur Schule fertig zu halten. Er selber fuhr, im Traum von dem ängstlicher als gewöhnlich klingenden Ton der Glocke getroffen, in die Höhe, kleidete sich an und schlich sich fröstelnd bis ins Mark auf den Hof. Den Kleinen hatte Frau Kaps gleich früh beim Aufstehen mit sich genommen und in sein gewohntes Bett gesteckt. Sobald sie Franz gewahrte, ging sie zu ihm und nötigte ihn, zögernd als ob sie ihn aushorchte, in die Stube zum Kaffeetrinken; doch mit einem Schaudern lehnte er ab und sagte, daß er in die Schule müsse, es habe schon geklungen. Die Mutter, selber froh, daß er nicht ins Haus wollte, brachte ihm sein Schulgerät, die große, mit Bibel, Lesebuch, Katechismus und Pennal bepackte Schiefertafel, und gab ihm zwei kräftige Schnitte Brot mit. Sie sah ihm, am Zaune stehend, nach, wie er das Gehöft verließ und die Pforte mit einer befangenen Sorgfalt zuklinkte, die ihr ins Herz schnitt.

Franz ging der Schule zu, erleichtert mit jedem Schritt, den er von Hause weg tat, und mit jedem Schritt in eine andere, neue, weiträumige Angst tappend. Er

hielt ſich in der Nähe der Zäune und Häuſer. Heuhalme hingen ihm im Haar; es quälte ihn kläglich, daß er nicht gewaſchen war.

Welche Gedanken lebten in ſeinem Hirn und Herzen? Keine. Wie auch in der Nacht keine Vorſtellungen, keine Bilder, keine Bitte und keine Verzweiflung ihn zum innern Widerſtand oder ſei es auch zur inneren Flucht geſpornt hatten. Nur das ſchreckliche Nichts der kleinen Kinder, das ſie zur Bosheit reizt und mit den Füßen ſtrampeln läßt, fühlte er in ſeinem Kopfe laſten; es bog tief ſeinen Hals.

Er ſehnte ſich nach etwas Unbefangenem, das ihn aufnehme, und kehrte bei der Großmutter an.

Die Greiſin war ſchon aufgeſtanden. Sie fragte ihn gleich, was der Vater geſagt habe; und weich, innig, bitter bedrückt fühlte er, daß Unbefangenheit ihm fortan nirgends entgegenkommen werde.

Er fragte, ob er ſich waſchen dürfe. Und die Alte half ihm ſich ſäubern und zurecht ſtecken und kämmte ihm ſelber das helle Haar zu einem flotten Knabenſcheitel auseinander: ſo klein war ſie, daß er, obgleich auf dem Stuhle vor ihr ſitzend, ſich ein wenig ducken mußte.

Sie bot ihm Kaffee und Milch an; aber er wies, da ein Blick auf die kleine, porzellanene Wanduhr ihm zeigte, daß es beinahe halb neun sei, alles ab. Dennoch, obwohl ihn jeder der langsamen Schritte, die er machte, mit Unruhe quälte, vermochte er nicht zu eilen, um die versäumte Zeit abzukürzen.

Die Schultür knarrte laut in den stillen Flur; der Flur war still und dunkel und unermeßlich lang vor Franzens Augen. Aus dem Schulraum klang bestimmter scheinbar als sonst geteilt und seltsam nüchtern umrissen des Lehrers Stimme an das Ohr des Zögernden.

Er trat ein und blieb an der Tür stehen, erglühend, aufrecht, die Augen niedergeschlagen.

Es entstand gleich eine Bewegung unter den Schülern, und besonders die Mädchen wußten, ohne die Plätze zu ändern, sich so zueinander zu bewegen, mit den Oberkörpern in Gruppen zusammen- und auseinanderzufließen, daß man ihnen eine große Wichtigkeit ansah, etwas Vorwurfsvolles und Pharisäisches, wie immer sich der Handel endigen würde. Sie kamen aber nicht auf ihre Rechnung, denn der Lehrer kannte schon durch die das Früh-

stücksgebäck und den Tratsch austragende Frau die tags vorher passierte Geschichte, und da er ein kluger und seine Leute wohl kennender Mann war, hielt er die Bezichtigung nicht für wahr.

Freilich, was er auch mit dem Knaben vorgenommen hätte, würde ihm nicht seine Lebenssicherheit zurückgegeben haben; und so verfehlte er es von vornherein mit ihm, da er ihn, ohne das Zuspätkommen zu rügen, mit einfachen Worten auf seinen Platz gehen hieß.

Die Wände des mystischen Raums, in den der Knabe hineinschritt, glitten noch weiter zurück, der Raum wurde größer, schweigender, unheimlicher.

Mit demütigem Kopf ging Franz zwischen den Knaben- und Mädchenbänken hindurch, setzte sich, als der erste in seiner Abteilung, auf seinen Eckplatz, und der Lehrer fuhr im Unterricht fort. Franzens Nachbar rückte ein wenig von ihm ab, mit einer Bewegung, die nichts weiter bedeutete, als daß er nach Knabenart den sei es übel oder gut Ausgezeichneten von etwas weiter her betrachten wollte. Aber die Bewegung genügte, daß Franz sich auf seinem Platz klein machte.

Und nun saß er da, bange davor und bangend danach, daß der Lehrer eine Frage an ihn richte, abwechselnd mit jäher, krampfhafter Aufmerksamkeit und gänzlich verlorenen, stockenden Gemüts. Doch der Lehrer fragte ihn nicht.

Als die erste Stunde zu Ende war und die Kinder eben in strammen, eingeübten Tempi die Bibeln unter die Pulte schoben und die Schreibhefte hervorholten, klopfte es. Der Lehrer ging, nachzusehen, wer da sei, und fand Barleben, der, durch die Vorgänge im Wirtshaus schlimmer erzürnt, als er sich merken lassen durfte, sich vorgesetzt hatte, die Sache mit den gestohlenen zwei Talern durchzufechten. Der Lehrer, obwohl um einen Kopf kleiner als Barleben, machte in seiner stämmigen Gedrungenheit eine sehr entschiedene Figur vor dem ungefügen Menschen. Er griff sich in seinen blonden Demokratenbart und sagte: „Bitte, stören Sie mich nicht im Unterricht. Wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, kommen Sie nach Beendigung der Schulstunden in meine Wohnung.“ Damit ließ er den Mann stehen.

Drinnen begegneten ihm Franzens helle Augen mit

einem so gespannten Ausdruck, daß es einem Lächeln ähnlich sah, was um seine Stirne, Schläfe und Wangen schwebte; nur die Mundwinkel waren vertieft. Der Lehrer sah ihn an und vergaß auf einen Augenblick Ort und Stunde, so prägte sich ihm das Gesicht des hübschen Jungen ein. Und wieder schonte er ihn und fragte ihn nicht. Der sonst so kluge Mann unterlag der Güte, die ihn herrisch zu dem Knaben hin erregte, und übersah, daß es den andern Knaben schon auffiel und sie sich Gedanken machen mußten, warum er Franz überging.

Um Zehn war die freie Viertelstunde. Sowie der Lehrer das Zeichen gab, lärmten die klappernden Pantinen ins Freie.

Draußen empfing eine verzauberte Welt die Kinder. Die blaue, helle Himmelswölbung schwebte frei über der am Horizont noch nebelartig verdichteten Luft. Die Sonne war über den bräunlichen Nebelring gestiegen, und zu hellem Glitzern entzückte sie jedes Zweiglein an jedem Strauch und Baum, die sich mit prunkendem Zuckerkand bedeckt hatten.

Die Kinder schrien laut und hell; sie sprangen, wenn

ſie einem in den Rücken pufften und wenn ſie gepufft wurden; einige von ihnen verteilten ſich an die Akazien des Schulhofes und ſtießen mit den hart bewehrten Fußſpitzen an die Stämme, daß es aus den Kronen ſcharf herniederrieſelte.

Franz hielt ſich abſeits. Wie er aufmerkſam in den Himmel ſah, geſchah es plötzlich, daß er es als eine Luſt empfand, allein zu ſein. Wie ein Fiſchbeinbogen umſpringt, wenn man ihn an den Enden biegt, ſo ſchnellte das Gemüt des Knaben von der Spannung des Gedrückten zu der des Fliegenden. Eine ſchneeweiße Federflocke ſegelte über ihm im Blau, er folgte ihr mit den Augen, und als er ſie längſt verloren hatte, blieben ſeine Augen unbeweglich in ihrer letzten Richtung, ſchwimmend, faſt ſchielend, wie das Licht ſo blind. Er war zwölf Jahre alt. Welche Seligkeit, allein zu ſein! Welche Luſt, Unrecht und Angſt zu erleiden und ihrer über einem heimlichen Schatz nicht zu achten! Welch wütendes Entzücken, ſich von dem Himmel auffaugen zu laſſen! Die Sonne wärmte ſein Geſicht, die Lider ſanken ihm und zitterten mit den Wimpern.

4*

Er erwachte und blickte sich scheu und geblendet um. Ein Lächeln der Eitelkeit verklärte seine Mienen.

Da sah er seinen Vater die Dorfstraße herkommen. Er wich bis zur Schultür zurück und hielt sich verborgen; nach einer Weile hörte er ihn über den Hof kommen und von der entgegengesetzten Seite den Flur betreten. Er hörte ihn an die Küchentür klopfen, und die Lehrerfrau rief: „Herein!" Der Himmel zerplatzte zu einem nichtssagenden Dunst, Franz ging in das Schulzimmer und setzte sich auf seinen Platz. Er hatte Hunger; doch als er in sein Brot biß, verengte sich seine Kehle und wehrte die Speise ab.

Als die Schule aus war und die Kinder sich heimbalgten, suchte Franz, um den Weg zu verlängern, Anschluß an ein paar Kameraden. Sie bezähmten den Mutwillen, den der kristallene Tag herrlicher und tatkräftiger als ein Frühlingstag in ihnen erregte, gingen gutmütig und schonend mit Franz, aber sie fragten ihn. So wurde ihm doch der Weg zur Pein; und je peinvoller er wurde, um so mehr fürchtete er, ihn zu enden. Er hatte recht mit seiner Furcht.

Kaps hatte außer einem Frühstücksschnaps am Vormittag nichts getrunken; aber der Nachrausch war wilder in ihm, fahriger und grausamer als die Trunkenheit. Der Lehrer hatte sich den Aufgeregten hergenommen, ihn derbe zusammengerissen und ihm mit Verachtung klar zu machen versucht, wie infam seine Mißhandlung des Knaben sei. Das aber hatte Kaps, der im Innern eigentlich schon bereit war, sich auf Barleben zu stürzen, wieder gegen den Sohn gehetzt.

Als Franz nach Hause kam, zaghaft in die Stube trat und, da er wie erlöst den Vater nicht vor Augen fand, sein Schulgerät eben weggelegt hatte, stand Kaps hinter ihm in der Tür. Etwas Tückisches, was in seinem Charakter gar nicht lag, glänzte in seinen Augen, sinnlos. „Der Lehrer, der Lehrer —!" begann er, bildete aber nach seiner Gewohnheit keinen Satz und holte die hinterm Rücken versteckte Faust vor. Er hielt einen hänfenen Karrenstrick umfaßt und hieb auf den Knaben ein.

Die Zeit, die über den Hof hereingebrochen war, wurde die schlimmste, die er bisher erlebt hatte. Kaps

trank und tobte durch das Dorf, daß die Jungen auf der Straße ihre Freude an ihm hatten und verständige Männer, die ihn kannten, stutzig wurden und in Zweifel gerieten, ob er sich bei Verstand halten werde. Die Wirtschaft, die nur in Gleichgewicht zu bringen war, wenn ihr noch andere Einnahmen als aus der Landarbeit zuflossen, mußte zerrütten, wenn er es lange trieb.

Im Dorf wußten natürlich alle, daß Kaps, wenn er seine schlimmen Wochen hatte, Frau und Kinder mißhandelte. Man hatte sich darüber immer leicht beruhigt, zumal er seine guten Seiten hatte und weil ja auch keine schlimmen Folgen eintraten. Vor Jahren einmal hatte er seine schwangere Frau vom Heuwagen gestoßen; sie hatte darauf, um weniges zu früh, den kleinen, weißhaarigen Otto geboren, der jetzt gesund und fröhlich umherlief. Und sie selber, die Frau, hatte ihrem Eheherrn immer die Stange gehalten und Ausflüchte erfunden, wenn sie sich zu einem der Nachbarn, dem Stellmacher oder dem Fischer, zu retten gezwungen war.

Diesesmal war es anders. Wenn man sie fragte, vertuschte sie nichts. Das Gerücht von den schlimmen

Dingen erfüllte und erregte das ganze Dorf; die Entrüstung war so groß, daß Barleben, auf den man von allen Seiten mit Unwillen sah, sich nicht getraute, den Diebstahl des Geldes anzuzeigen und untersuchen zu lassen. Kaps selber aber bekam Lust, seinen Handel mit Barleben gerichtlich auszutragen, und eines Tages ging er zum Schiedsrichter.

Dieser war der Besitzer des Schulzenguts, ein ruhiger, kluger und gerechter Mann. Als er Kaps soweit hatte, daß er sich ausdrücklich beklagte, Barleben bezichtige lügnerischerweise den Jungen des Diebstahls, stand er auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und fuhr Kaps zornig an. Er sagte: „So! also! so fest wie ans Evangelium glauben Sie an die Unschuld Ihres Jungen! Und dann prügeln Sie ihn tagtäglich, daß es ein Vieh erbarmen könnte. Sie sollten sich was schämen. Und ich sage Ihnen, so ungern ich mich um anderer Leute Dinge kümmere, nimmt das nicht ein Ende bei Ihnen, so zeige ich Sie der Staatsanwaltschaft an. So lang ich im Ort bin, ist mir ja so etwas nicht vorgekommen." Damit zog Kaps ab, und das Wohlwollen des Schulzen,

wie das des Lehrers, wie das des ganzen Dorfes, prügelte wieder den Knaben und keinen sonst, machte kein Unrecht gut und lüpfte nicht den dünnsten, lose liegenden Schleier.

„Es kuriert sich von selber aus," sagen die Leute, wenn das Übel sie nicht juckt, — und oft auch, wenn es sie juckt.

V.

Während alledem hatte der Winter seinen kryſtalliſchen Zauber ausgeübt. Ein Nebelring trennte die Nacht vom Tage und den Tag von der Nacht. Aber zwiſchen den Zeiten der Ringe war der Himmel der Tage und der Nächte rein, unbewölkt und unverſchleiert. Wiewohl der Sonnenbogen noch immer kleiner wurde, ſtrahlte doch um jeden Mittag klingend und ſeidenleuchtend die Himmelswölbung über der Trübe des Horizontes auf. Die Seen froren zu, der Fiſcher mußte aufhören zu fiſchen, und konnte bald wieder, da das Eis trug, anfangen damit. So gleichmäßig war das Wetter, daß die Zeit ſtille zu ſtehen ſchien und niemand mit Unwillen bemerkte, daß die Tage kürzer wurden.

Es war eine ſchöne Zeit für das Dorf, die Zeit der tiefſten Erholung von dem unaufhaltſamen Abrollen

des Jahres. In den Wäldern wurde Gruben- und Bauholz geschlagen; so hatten die Armen Brot und die Wohlhabenderen, die das Holz abfuhren, guten Verdienst. Der saubere Klang der Äxte scholl durchs Gehölz, das Knarren der Wagen, Zuruf an die Pferde, die sich ins Geschirr legen mußten, wo der Weg nicht eben war.

Nur Kaps hielt seine Pferde im Stall, wo sie doch nicht rund wurden; und der gleichmäßige Zug der Tage ließ die Sorgen der Mutter und die Leiden des Sohnes zu immer schlimmerer, wesenloser, gespenstischer Angst auswachsen.

Franz war sehr blaß geworden, sein Gesicht mager; doch nie hatte er sich sorgfältiger die Haare gescheitelt, nie sein geflicktes Jäckchen reinlicher gehalten. In der Schule und mit den Kameraden war alles ins Gleiche gebracht, aber zu Hause schlug die unhemmbare Woge an die Grundfesten seines Wesens, daß es zitterte und sich neu ordnete.

Auch in seiner Mutter ging eine Veränderung vor. Immer war sie unsicher und zaghaft gewesen, weil sie nicht wußte, ob ihr Mann wild oder zahm sein würde.

Jetzt war sie nicht mehr im Zweifel, was sie zu erwarten hätte; sie konnte sich vorbereiten, verhärten und zur Abwehr feststellen.

Eines Abends, als eben die Sonne, noch ziemlich hoch über dem Horizont, dunkelrot glühend in dem dichten, drohenden Nebel vorzeitig erlosch, stand sie mit ihrem Jüngsten am Fenster. Franz saß auf der Ofenbank, die Hände flach auf die Kniee gelegt, und lächelte vor sich hin. Draußen war es still, und von der Langsamkeit, Unaufhaltsamkeit und Lautlosigkeit des Naturvorgangs ging ein Gefühl aus, das jeder Sorge den irdischen Stachel nahm, das das Gemüt untätig und wehrlos machte und mit himmlischer Bitterkeit erfüllte. Es war eine solche Stunde, die, wenn er sich einmal ihr stellt, den Menschen lehrt, daß das Kleid seiner Tage, um das er hat arbeiten müssen, das er säubern und flicken muß, aus einem Gespinnst gewoben wird, dessen Fäden vom Wocken der Ewigkeit gezogen werden. Die Augen, die in solche Stunden blicken, werden größer, und damit sie ihre Ruhe behalten, muß der Atem langsam und tief gehen. So stand Frau Kaps mit ihrem Kinde. Es

blies kalt durch die lockeren Scheiben, und sie erschauerte. Zum erstenmal in diesen Wochen kam Verzweiflung über sie; sie drückte die Stirn fest und immer fester gegen die Scheibenrahmen; so verharrte sie lange; als sie wieder aufsah, hatte sich ein flammendes Kreuz auf ihre Stirn gezeichnet. Die Abendröte war einem mächtigen, breit goldenen Licht gewichen, das heller als das Tageslicht erschien; kleine Wölkchen schwebten über dem Lichten.

Sie hatte einiges Besinnen nötig, ehe sie sich zu der Zeit zurückfand. Dann sah sie auf den kleinen Knaben und staunte: Seine Augen waren groß und blinkend, von einem schwebenden Feuer blinkend und von der Trauer, die kleine Kinder in den Augen haben, wenn man sie milde in das Abendlicht schauen läßt. Sein Gesicht leuchtete in einem bleichen Goldschein, und so still war es und so still die Augen, daß es der Mutter scheinen konnte, das Licht falle nicht von außen auf des Kindes Antlitz, sondern strahle von innen von ihm aus. So sehr sie das Bübchen anstarrte, wandte es doch nicht seine Augen und sah mit dem gleichen, frommen Wesen still in den Abend. Da dachte sie, ohne den Kopf nach

ihm hinzudrehen, an Franz und umfing, zum erstenmal mit Gedanken, die nicht bloß auf einen Gegenstand, nicht bloß auf eine gegenwärtige Sorge gerichtet waren, ihre beiden Kinder: den Vierjährigen, der hier im Hause heranwachsen würde, acht Jahre hindurch, bis er ein Zwölfjähriger wäre wie Franz, und Franz, der jetzt schon in den Konfirmationsunterricht ging und in anderthalb Jahren eingesegnet sein würde, wie vor drei Jahren der Älteste eingesegnet war, — der Älteste, der das Vaterhaus im Trotz verlassen hatte und auf fremdem Hofe Knechtesarbeit tat. Die Jahre standen vor ihr, die so hastig herankommen, die, wenn man sie durchlebt, zerfetzt und zerrissen werden, und wenn man sie nachher sich vorstellt, so regelmäßig und unerbittlich sind und Regelmäßigkeit und Ruhe der Arbeit von dem Gewissen fordern, das sie schonen sollen.

Sie begann zu schlucken, konnte die Brust nicht zum vollen Atmen ausdehnen, und in zwei Tränen zersplitterte das Licht ihrer Augen. Da konnte sie atmen. Sie stellte das Kind auf die Erde und rief Franz an: „Franz, paß auf Otto auf. Ich gehe ins Dorf."

Franz erſchrak. „Mutter,“ ſagte er leiſe und bittend. „Ja, was denn, Junge,“ erwiderte ſie, und da ſie von ihren Gedanken ganz erfüllt war, achtete ſie die Angſt des Knaben, der die Heimkehr des Vaters fürchtete, geringer und vergaß, ſie zu ſchonen. „Ich bin wohl ſchon zurück, ehe er kommt,“ ſagte ſie, „und wenn ich noch nicht da bin, es wird ja nicht gleich ſchlimm werden, ich kann doch nicht immer bei dir ſein.“ Franz bat nicht mehr und ſchwieg. Die Ungeduld in der Stimme ſeiner Mutter traf ihn mit einer Härte, die ihn dort in ſeiner Seele verletzte, wo kein Schlag des Vaters hintraf und wo er fein und heimlich geworden war. Die Mutter machte ſich zurecht, und bevor ſie ging, ſagte ſie, und Hoffnung und Zuverſicht waren in ihrem Ton: „Wart nur, Franz, ich komm' bald wieder, und ich bring' vielleicht Guſtav mit.“

Die Kinder waren allein. Das Zimmer wurde ſchummerig in den Winkeln; das Abendlicht, das durch die Fenſter quoll, wurde trüber und brauner; die Wölkchen, die den immer noch lichten Himmel ſcheckten, waren dunkelrot, und das ſah aus wie die buntgeſchälten Birkenſtämme vor der Werkſtatt eines Wagners.

Die Kinder ſchauerten in der Kälte.

Plötzlich dröhnte in die tiefe Stille vom See her ein Schuß, der ſich heulend ausſchwang und verlor. „Horch! was hult da ſo?“ fragte Otto. „Das iſt der Winterwolf,“ antwortete Franz. „Der Winterwolf? Was iſt denn das?“ Franz erzählte ungelenk ein Märchen: Der Winterwolf iſt ſo groß wie ein Elefant. Er jagt auf dem Grunde des Sees Hecht und Wels, ſo eifrig, daß er nicht daran denkt, wenn der See zufriert und das Eis immer dicker wird, und der Wolf iſt gefangen. Wie er Luft ſchnappen will und in die Höhe ſchießt, ſtößt er mit dem Kopf gegen das Eis, daß es knallend birſt, und er heult ſo wütend dazu, daß man es eine halbe Meile weit hört.

Die Augen des Kindes funkelten voll freiwilliger, freudiger Angſt. Wie kam ihm der See ungeheuer vor und doch überſchaubarer als jemals, wenn er am Ufer geſtanden hatte. Er hörte dem Bruder ſo eifrig zu, daß dieſer ſich ſelbſt vor ſeiner Erzählung zu ängſtigen anfing und beim klaren Bewußtſein ſeiner Erdichtung ein Gitter von Grauen immer dichter um ſich zog, bis

er endlich nicht mehr zu sprechen wagte. Sie hielten sich beide still. Die Nacht war übergroß über das Dorf gehüllt und klang noch unterm zunehmenden Frost öfter vom Heulen des Winterwolfs.

Draußen klinkte die Tür, und die Kinder lösten sich aus dem Bann. Die Mutter kam mit Gustav zurück. Aufgeregt, mit funkelnden Augen, sobald sie Licht gemacht hatte, betrachtete sie den Sohn, der stattlich und ruhig, ganz wie es einem Bauersmann ziemt, auf der Ofenbank niedersaß und nichts mehr fragte, noch sich verwunderte.

Die Mutter ging in die Küche, um ein reichlicheres Abendbrot als sonst zu rüsten. Als das Feuer auf dem Herd flackerte, kam sie zurück und hieß Franz Bier aus dem Wirtshaus holen. Sie gab ihm Geld, und er ging nachdenklich hinaus.

Er hatte sich in einer scheuen und zärtlichen Art mit dem Bruder begrüßt. Der hatte ihn mit Zuversicht, fast mit Lachen aufgemuntert und ihm versprochen, für ihn zu sorgen und ihn zu schützen.

Franz verstand nicht ganz diese selbstgefällige Sicher-

heit und glaubte ihr nicht ganz. Für ihn war, wie für jedes Kind, das Leben im Elternhaus so vielfach verstrickt, daß er nicht begriff, wie man sich ihm entziehen könnte, ja nicht einmal, wie man sich ihm entziehen wollte. Gustav hatte sich berühmt; er war draußen gewesen, hatte unter fremdem Dache geschlafen, an fremdem Tisch gegessen und fremden Acker gepflügt. Er hatte die Knechte und Mägde kommen und gehen sehen und erfahren, wie frei ein jeder Mensch war, der es wollte. Er wußte, daß es nur einen Knacks koste, und man könnte den Zwang des Vaters und seine böse Art abschütteln.

Und siehe da, die Hoffnung, die ihn mit des Bruders Worten hatte trösten wollen, verfehlte es an Franz, und ihm war nicht wohl dabei. Zu nahe, zu nüchtern rückte ihm der Schutz, dessen er nun sicher sein konnte, auf den Leib. Sollte nun alles ein Ende haben? Nebel, Traum und Weite, Angst und das übermenschliche Gefühl des Schmerzes sich ins Unsichtbare auflösen? Ja, zu nahe, zu nüchtern kam das Leben wieder, das so fern und hallend und frei wie ein Hund im Forst gejagt hatte. Der Bruder wußte, wie dem Vater beizukommen,

wie der Vater zu behandeln sei; die Mutter sah Ziel und Arbeit vor sich; und Franz spürte, daß sie ihn weniger lieben würde.

Die Eifersucht nagte an ihm, die den Menschen manchmal überkommt, wenn der, den er liebt und der ihn liebt, weniger unglücklich und dadurch bestimmter wird.

Denn es gibt ein allgemeines Gefühl des Unglücks, darin wir uns wohl fühlen, als hätte nun das Schicksal keine Macht über uns. Hört es auf, so beginnt wieder das eiserne Spiel von Ursache und Wirkung, und wir scheinen uns mechanischer als vorher, härter und uninteressanter.

Standen nicht die Häuser alle so nüchtern trotz der Dunkelheit da? Klangen nicht seine Pantinen auf dem Erdboden nüchtern? Die Kälte zog ihm die Brauen zusammen, legte ihm einen Reifen um die Brust und scheuchte die Gedanken. Er ließ sich von der drückenden Gleichgültigkeit bannen, und immer fester schnürte es sich ihm um die Brust, was er doch mit dem bloßen Willen und drei Atemzügen hätte sprengen können. Nicht ein-

mal die Furcht, im Wirtshaus den Vater zu treffen, stöberte ihn auf.

Der Vater war nicht dort, wohl aber Barleben. Der hielt sich von ihm fern und sah ihn doch mit seitwärts gedrehtem Kopf verächtlich an. Aber er ertrug sein eigenes Hinsehen nicht lange, und mit einem Einziehen des Halses wie ein Raufbold ging er zur Seite und setzte sich mit dem Rücken zum Zimmer an einen Tisch. Der Wirt hatte unterdessen die Flaschen hervorgeholt und wischte sie, da sie voll feuchten Sandes waren, ab. Dabei sagte er mit dem Wohlwollen eines Mannes, der Schulden bezahlt: „Na, Franz, nu ist das Geld da."

Franz sah mit gleichmäßigem Ausdruck zu ihm auf. „Ja, Junge, du kannst 'was zum besten geben, die zwei Taler sind da." Franz antwortete nicht. „Oder weißt du's am Ende schon?" „Nein," sagte Franz. „Da geh zum Schulzen hin, bei dem kannst du dich bedanken."

Franz schwieg noch immer, er sah zu Boden, und seine Augen wurden heiß. Der Wirt wollte, schimpfend über das dumme Gebaren, auftrumpfen; aber dann wäre er seine Erzählung und obenein vor den Ohren des Be-

5*

ſiegten nicht los geworden, und auch das beſſere Gefühl, das die Aufklärung eines Unrechts in keinem Herzen ohne Freude läßt, hielt ihn zurück. Er erzählte, um den Knaben aufzumuntern, in burſchikoſer Manier, daß der Schulze gerade in dem Augenblick in einen Eiſenwarenladen im Nachbardorf getreten ſei, als der junge Barleben ein eben erſtandenes, vielklingiges Meſſer mit einem blanken Taler hatte bezahlen wollen. Der Schulze hatte den Kauf ſofort zurückgehen laſſen, den Burſchen ins Gebet genommen und ihn vermocht, den Diebſtahl einzugeſtehen und die zwei Taler herauszugeben. Der Wirt ſchloß ſeine Erzählung mit einem Rat: „Du darfſt dir das nicht gefallen laſſen, Franz; ſie müſſen dir eine Ehrenerklärung in die Zeitung ſetzen.“

Als Franz nach Hauſe ging, war er nicht wie einer, dem ein Glück widerfahren iſt. Plump war der Knoten gebunden, plump ward er gelöſt. Und wenig ging das ihn noch an, das eine und das andere. Einen Augenblick dachte er daran, daß morgen in der Schule die Löſung bekannt ſein würde; es würde einen neuen Lärm geben, nachdem längſt alles ſtill geworden war; er würde,

wenn er wollte, auf den Wellen dieſes Tumults hoch oben ſchwimmen können, — es lockte ihn nicht. Das Bild verſchwand, ehe es noch ins Drehen gekommen war. Der Kältereifen war von ſeiner Bruſt gewichen, die Gleichgültigkeit ſchwärzte ſich zur Trauer. Zu Haus fand er die erſtarrte Gruppe einer eben geendigten heftigen Szene zwiſchen Vater, Mutter und Bruder. Die Mutter ſtand an der Wand, keuchend, aber mit triumphierenden, groß aufgeriſſenen Augen. Zuweilen klangen ihre Zähne aneinander. Guſtav, ſtrack und ſicher, und der Vater, der die Fauſt auf die Tiſchplatte geſchmettert hatte, daß die Knöchel bluteten, ſtanden am Tiſch.

Franz blieb an der Tür. Alle ſchwiegen. Da drehte ſich der Vater unter kurzem Lachen auf dem lahmen Bein um und packte Franz an der Bruſt. Aber ehe er zuſchlagen konnte, ehe er den Knaben auch nur ſchütteln konnte, hatte Guſtav ihn zurückgeriſſen, daß Franz hinterher ſtolperte und alle drei gegen den Tiſch fielen. Und Guſtav ſagte ruhig: „Und das hat nun auch ein Ende. Wer mir den Jungen anrührt, der Junge iſt gut, er hat keinem was getan — wer mir den Jungen anrührt,

der kriegt es mit mir zu tun. Das soll sich jeder merken. Das kannst du jedem sagen, Vater." Der Gedemütigte suchte nach einer Antwort, aber fand keine. Wie vorhin in der Auseinandersetzung mit seinem Sohn über die Neuregelung der Wirtschaft fühlte er sich auch jetzt unterlegen, und der Respekt vor der kräftigen Faust und dem gesunden Willen ließ ihn sich fügen. Er taumelte zur Tür, aber auf der Schwelle drehte er sich noch um und begann ein sinnloses, tobendes Schimpfen gegen seine Frau. Er beschuldigte sie unsittlicher Gelüste, nannte sie mit häßlichen Namen und trieb sich so durch Flur und Hof mit einer Vorspiegelung, als sei er der Sieger. Sie antworteten nicht und ließen ihm das letzte Wort, das noch von der Dorfstraße herklang und sich nur allmählich verlor.

Der kleine Otto, der sich mäuschenstill auf seiner Rutsche verhalten hatte, kam aus seinem Winkel hervor, und lustig schimmerte sein weißes Haar im Schein der Lampe auf. Er schaute mit pfiffigem Gesicht zu seiner Mutter empor und zwang sie zu sich hin. Sie seufzte tief, erleichtert, wie nach bösem Traum, streichelte ihn und

meinte, es sei Zeit für ihn, zu schlafen. „Laß ihn noch auf, Mutter," sagte Gustav, der nicht wollte, daß über die Ereignisse des Abends viel gesprochen würde.

Selbviert saßen sie am Tisch, aßen und tranken. Franz schaute auf den großen, langsamen und doch so jugendlich frischen Bruder; er wollte ihm sagen, was er im Wirtshaus gehört hatte, und unterließ es doch, weil es ihm zu wenig und den stummen Dank zu stören schien. Die Mutter nahm mit ihren Blicken die drei Söhne zusammen, wie eine fröhliche Witwe. Sie gingen alle früh zu Bett, und schnell kam der Schlaf.

Nur Franz blieb überwach. Der Schlaf packte ihn am Hinterkopf und zog ihn, Kopf voran, eine sausende Fläche herab, daß die Schultern meinten, sie bohrten sich tief in die Kissen, und die Füße zu schweben schienen. Die Müdigkeit schälte sich von seinen Beinen wie Borke vom Baum, und einen süßen Augenblick glaubte der Knabe, in die friedevollste Ruhe eingebettet zu sein. Aber gleich wieder fuhr der Kopf in die Höhe, der Körper fühlte sich aus der Ausdehnung, Auflösung schreckhaft in seine Grenzen zurückgepreßt, und die Wachheit riß ihm

unerbittlich die Augen wieder auf. „Sie schlafen alle," dachte er, „jeder schläft seinen Schlaf, morgen sind sie frisch und gehen an die Arbeit. Morgen —" und mit einem Male sah er den Schulzen in einen Laden treten, der Laden wurde zu einem Eisenwarenladen — jede Fuge an den Schüben war sichtbar, jeder Messinggriff blitzte. Auf dem Ladentisch lag ein riesengroßes Messer mit unzähligen Klingen — — und schon konnte der Knabe die Vorstellungen nicht mehr halten, sie wuchsen ins Traumland hinüber, und ihn ergriff wieder der Schlaf und ließ ihn wieder los. So im ängstlichen Wechsel brachte er viele Stunden zu, bis er es einmal nicht mehr spürte, daß die Hand des Schlafes ihn ergriff, und da hielt sie ihn wirklich fest.

VI.

Als er am nächsten Tag aus der Schule kam, empfing ihn die Mutter triumphierend mit der Nachricht von der Entdeckung des Diebes. Ihr Wesen war ganz aufgefrischt, und sie kostete ihre Genugtuung bis auf den Grund aus, mit immer wiederholten Beschimpfungen gegen das feindliche Haus. Franz mußte im Laufe des Gesprächs gestehen, daß er die Nachricht schon gestern Abend gehabt habe. Die Mutter war unwillig über sein Schweigen und gab ihm ihren Zorn zu verstehen und zu kosten.

Franz fühlte sich gänzlich abgesetzt. Stolz, Eitelkeit, der Wunsch, geliebt und umsorgt zu werden, die Auszeichnung des Leidens: alles dieses wurde ihm genommen; die verzauberte, verhexte Welt trat in ihre Ordnung zurück; und Franz hatte keinen Drang, sich ihr anzubequemen.

Die neue Führung der Wirtschaft machte sich, wenn auch natürlich noch nicht in ihrem letzten Segen, so doch in allen unmittelbaren Wirkungen kund; sogar der Alte entzog sich ihr nicht. Gustav hatte wieder, gleich den andern Fuhrwerksbesitzern, das Abfahren von Bauholz übernommen. Die Pferde verlangten ihr Recht, die Zeit maß sich wieder nach den Stunden der Arbeit. Der klingende Wagen fuhr am Morgen mit Gustav und dem Vater weg und kam am Abend und jetzt im Schritt zurück. Dann wurde gegessen, und der Alte humpelte ins Wirtshaus.

Franz bewunderte den Bruder, dessen kleiner Schnurrbart weiß und zierlich die schweigsame Lippe schmückte, dessen Scheitel immer gerade und unverzaust war. Aber er, der sich sonst immer fröhlich auch zu Arbeiten gedrängt hatte, für die er noch zu jung war, nahm jetzt keinen Teil an dem tüchtigeren Wesen des Hauses. Er war unlustig, und das Schmerzen des Wachstums in den Beinen machte ihn oft bis zur Erbitterung ungeduldig. Eine Gärung, als stiege schon der Frühlingssaft in den Bäumen, trübte ihn; und bis-

weilen wachte er auf, so lange er im Bette lag: mit der Gewißheit, etwas Wundersames geträumt zu haben. Was es gewesen sein könnte, bekam er nicht zu fassen; wenn er sich im Bett aufrichtete, schwand die Qual seines Suchens zu einem ärgerlichen Punkt zusammen; und verließ er das Bett, so war nichts da als der nüchterne, kalte, irdene Tag, der ihn nicht brauchte.

An einem Sonnabend, als er vom Konfirmandenunterricht aus dem Pfarrdorf kam, war das Wetter, so dumpf es schien, voll besonderer, heimlicher Ruhe. Die heimkehrenden Knaben schwatzten weniger als sonst; einige gingen paarweise ganz stumm nebeneinander, unter diesen Franz. Die Kälte stieg ihm von innen ins rechte Auge, es blinkte feucht und tat ihm lustig weh. Er sah oft verstohlen um sich und bemerkte etwas, was er so noch nie bemerkt hatte und freilich auch jetzt nicht verstand: daß es schön sei, über diese Erde zu gehen. Der Horizont war an den freien Stellen verschleiert und an den mit Wald gesäumten von einem seltsam lebensvollen, seelenvollen, farbigen Schwarz. Die kahlen

Bäume, an denen der Blick vorbei mußte, der sich zum Himmelsrand verlieren wollte, hinderten und lockten die Augen und standen wie aus Metall getrieben, ruhig und sinnvoll in ihrer Gestalt da.

Als er nach Hause kam, waren Gehöft, Haus und Zimmer gleichfalls aus ihrer Nüchternheit und Sachlichkeit erlöst, und Franz wurde von Zärtlichkeit erfüllt. Er ging der Mutter in die Küche nach und bat, sie solle Kartoffelkuchen backen; die esse Gustav so gern, und er wolle sie ihm in den Wald bringen. Die Mutter lachte und wies ihn ab. Da wurde er ganz stürmisch und bat so eigen, mit einem Lächeln so blank wie ein Spaten, der täglich arbeitet, daß die Mutter ganz außer Zeit und Ordnung ihm willfahrte. Sie sagte nur: „Dann mußt du aber die Kartoffeln reiben." Eifrig versprach es der Knabe. Die Mutter wusch, indes Franz geschäftig hin und her lief, die Kartoffeln, schälte sie und gab sie ihm mit einem Reibeisen in der Schüssel auf die Kniee.

Franz begann zu reiben; nach kurzer Zeit aber stellte er die Schüssel in die Ecke und lief hinaus in die

Scheune, drängte ſich durch das hintere Scheunentor, das in ſeinen beiden Hälften klaffte, durch und lief über den Garten zum See hin. — —

Es mochte eine Viertelſtunde vergangen ſein, da kam mit ſeinem ſchweren Schritt, aber eilender, als ſonſt, der Nachbar — der Fiſcher — über den Hof. Frau Kaps kam aus dem Stall. „Na, was bringen Sie Gutes?“ fragte ſie den Fiſcher. Er, mit einer verſteckten Haſt, fragte dagegen: „Wo ſind denn Eure Leute alle?“ „Na,“ ſagte ſie verwundert: „Vater und Guſtav ſind in der Heide, und Franz reibt Kartoffeln in der Küche. Ich ſollte ihm ja durchaus Plinze backen für Guſtav.“ Eben tappte Otto heraus. „Na, das iſt man gut,“ ſagte der Fiſcher mit einem Ton von Erleichterung und doch ſich umſehend, als ſuche er etwas und glaube die Auskunft der Frau nicht. „Was iſt denn?“ fragte Frau Kaps ängſtlich. „Na, es iſt ja nichts, es iſt ja gut,“ antwortete er; „ich brachte vorhin Netze an den See, wir wollen zu Eiſe fiſchen, und da war es mir ſo, als ob ich bei euch unten einen auf dem See geſehen hätte. Es war mir ſo, als ob er ſchlidderte, und mit einemmal war er weg.“

Die Frau wurde totenblaß. „Jesus Christus!“ sagte sie: „Franz!“ Als es nicht antwortete, fing sie zu zittern an und hielt sich an der Wand. Die Schwäche war so groß, daß sie gleich weinte.

Der Fischer sah sie ernst an, und obgleich er schon vom See gekommen war und nicht mehr zweifelte, ging er ins Haus, schaute in die Küche und in die Stube. Er kam zurück. „Es wird ja nichts sein,“ sagte er, „das Eis ist einen halben Fuß stark, lauter trockener Frost, man kann mit einem Heuwagen darüber fahren. Wo ich Löcher gehauen habe, stecken Strohwische. Wenn er man bloß nicht bis zum Fließ hingeschliddert ist, das ist noch offen, und da nahebei ist das Eis dünn.“ Er verließ eilends das Gehöft. Der kleine Otto greinte; Wasser, der Hund, strich mit eingezogenem Schwanze um das Haus. „Sei still, Junge!“ schrie die Frau überlaut und drückte das Kind auf die Erde nieder. Dann lief sie um das Haus herum in die Scheune, öffnete die Scheunentore weit und rannte zum See. Über das Eis her kamen mit Haken und Stangen der Fischer und sein Sohn.

Wieder rannte die Frau zurück. Wie eine Schwalbe, die Junge in einem Neſt im Stall hat, von Menſchen, die hereinkommen, aufgeſcheucht wegfliegt, gleich wieder zurückkommt, wieder wegfliegt und wieder ängſtlich und mutig zurückkehrt, ſo lief ſie vom Haus zum See ein paarmal.

Nach einer langen, langen Weile brachten der Fiſcher und ſein Sohn mit vorſichtigem Schritt den ertrunkenen Knaben daher. Die Mutter ſah ſie und trat von der Schwelle wie zu einem Anſprung zurück.

Sie trugen ihn über die Schwelle, da wurden die Dielen naß; ſie legten ihn aufs Bett.

Dann gingen ſie, nach ſpärlichen, ſtockenden Troſtesworten, der Alte mit unbeweglichem Geſicht, nur daß die Falten alle ſich tiefer eingegraben hatten; der Junge, den Kopf aufgeworfen, trotzig und wie einer, der den geringſten Angriff mit einem Fauſtſchlag erwidern will.

Die Mutter ſetzte ſich zu Füßen des Toten auf das Bett. Tränenlos ſtarrte ſie in das vorſchnell ſich verdunkelnde Zimmer. Immer wilder werdende Herzſchläge, ſichtbar wie eines Vogels Puls, erſchütterten ſie,

und eine immer wildere Kraft erfüllte sie, fast bis zum Jubel. Erst als ihr Mann und Gustav, verstört von der Nachricht, laufend, redend, heimkamen, brach sie zusammen.

Aber am nächsten Tage ging sie zum Erstaunen aller in die Kirche, weil sie sich zum Abendmahl angemeldet hatte. Aufrecht ging sie mit ihrer zierlichen Gestalt, das schwarze Umschlagetuch um die Schultern und die Augen groß und rund. Die Glocken klangen nicht klar.

In der Nähe der Kirche trat eine große, wankend ungefüge Frauengestalt auf sie zu, — Frau Barleben. Schüchtern reichte sie der Trauernden die Hand hin und sagte: „Verzeih mir auch, was ich an dir getan habe. Der arme Junge!“ Frau Kaps antwortete: „Deine Hand fasse ich nicht mehr im Leben und im Sterben. Und wenn du jetzt mit mir zum Abendmahl kommst, ich stoß' dich von der Bank, bevor du trinken kannst.“

Da duckte die große Frau sich, wehrte sich nicht und ging nach Hause.

Während sie in der Kirche waren, begann es zu

schneien. Die ersten zitternden, krystallenen Flocken lösten sich gequält, wie abgesprengt aus der Luft; dann wurde das Gestöber dichter, die Flocken größer, das Licht verloschen in weiter, weiter Dämmerung, und die weiche Last sank unaufhörlich auf die Erde nieder. Es schneite Tag und Nacht und wieder Tag und Nacht. Am Dinstag wurde der Knabe begraben.

Und wenn ein Wanderer draußen gegangen wäre auf den ungetrennten Feldern, so hätte er den Gesang des Chorales „Jesus, meine Zuversicht" wie durch verhüllte Ohren gehört. Aber die Glockenklänge hätte er vernommen, als seien sie vom Ort ihres Ursprungs kräftig und lebendig aufgesprungen, dann aber, von der daunendicken Luft gehemmt, gleichsam noch bevor sie das Ohr erreicht, kraftlos niedergesunken in den Schnee.

Der Wanderer erreicht die Heerstraße und kommt an Häusern vorbei. Er biegt ab und kommt durch Dörfer. Die Wege sprießen allerorten hin, wahr, gesetzmäßig und unregelmäßig wie Baumgezweige. Und überall sind Dörfer, und an allen Straßen stehen Häuser.

Mr. Tullers Respekt

Novelle

Im Frühling des Jahres 183* befand ich mich in Baltimore in sehr üblen Umständen, oder um die Wahrheit zu gestehen, am Rande des Verderbens. Wenn ich meine Lage zu überschauen mich anschickte, geriet ich in jenen Zustand zerstreuten Leidempfindens, von dem man nachher nicht sagen kann, ob er ein paar Minuten oder eine Stunde gedauert hat. So oft ich über Hilfe und Hoffnung nachdenken wollte, trat dieser Zustand ein, der sich in Form eines stetigen dumpfen Druckes im Gehirn äußerte. — Seit zweien Tagen hatte meine ganze Nahrung in nichts weiter bestanden, als in den harten und eingetrockneten Brotrinden, die aus, wenn auch nicht guten, so doch besseren Tagen übrig geblieben waren. An barem Gelde besaß ich nicht einen Penny; Freunde und Verwandte, die mir hätten leihen können, hatte ich nicht; auch glaube ich kaum, daß ich sie in Anspruch ge-

nommen hätte. Da ich aber durch die äußerste Bedrängnis mich gezwungen sah, irgend etwas zu unternehmen, und da mein entkräfteter Körper mir nicht gestattete, Tagelöhnerarbeit zu leisten, ich auch wegen der in jenem Jahre herrschenden allgemeinen Notlage wenig Aussicht hatte, eine solche Beschäftigung zu finden, so beschloß ich in einem Augenblick konsequenten Nachdenkens, einen Versuch zu meiner Rettung dadurch zu machen, daß ich einige meiner literarischen Arbeiten dem Redakteur des Baltimore-Herald anböte.

Zu diesem Zwecke suchte ich unter meinen Papieren die besonders sorgfältig angefertigte Reinschrift einer von mir verfaßten originellen Erzählung hervor und wollte mich in das Bureau des Redakteurs begeben, um ihm persönlich meine Arbeit zu bringen. Aber ein höchst betrübender Umstand hätte mich beinah wieder mutlos gemacht. Der einzige Rock nämlich, den ich besaß, war am Rückenteil derartig defekt, daß es einem Gentleman ganz unmöglich war, sich in ihm auf der Straße zu zeigen. Und zwar bestand der Fehler nicht in einem einzigen, durch einen Unfall verursachten Riß, den ich

mit einigen Nadeln hätte zustecken können, sondern, da ich das Kleidungsstück schon sehr lange besaß, so war es trotz aller Schonung derartig mürbe geworden, daß die Fäden des Gewebes ihre Konsistenz verloren und sich zu Zunder voneinander gelöst hatten. In jeder anderen Lage hätte ich über dieses Faktum nur gelacht und mir einfach von Mr. Pocketer, einem Schneider, bei dem ich wohnte, einen Rock zum Ausgehen geliehen. Aber in der jammervollen Armut, in der ich mich befand, erblickte ich in dieser Bitte zugleich eine große Demütigung für mich und eine solche ungeheure Gefälligkeit von Mr. Pocketers Seite, daß es ganz unverschämt aussah, um sie zu bitten. Dennoch, da mir kein anderer Ausweg blieb, ging ich, unter großem Zagen, über den Flur nach dem Arbeitszimmer Mr. Pocketers und trug ihm meine Bitte vor. Dante vergleicht im fünfzehnten Gesang der Hölle die nach oben gerichteten Augen der Verdammten mit denen eines Schneiders, der nach dem Nadelöhr zielt. Wenn er sich in jenem Augenblicke in Mr. Pocketers Atelier befunden hätte, so hätte er sich von der treffenden Wahrheit seines Vergleiches überzeugen können, denn er hätte die

beiden Objekte seines Vergleiches zusammen vor sich gehabt, den Verdammten mit seinem scheuen Blick von unten auf, der ich war, und den einfädelnden Schneider, der Mr. Pocketer war. Kaum hatte mein Wirt gehört, worum es sich handelte, so sprang er hurtig mit beiden Beinen von seinem Tische und ging behende auf seinen Kleiderschrank zu, dem er einen sehr stattlichen Rock mit großen, schwarzen Sammetaufschlägen und mattsilbernen Knöpfen entnahm. Er strich zärtlich über ihn hin und überreichte ihn mir mit einem seiner mir bekannten Schneiderwitze: „Nehmen Sie nur," sagte er, „nehmen Sie nur! Und wenn Sie eine Tausendpfundnote darin finden, so — dürfen Sie sie behalten, Mr. Hope. Hahaha!" Als ich schon in meinem Zimmer war, hörte ich noch sein lustiges, herzhaftes Gelächter.

Ich kleidete mich an und hatte die Genugtuung, obgleich ich breiter in den Schultern war als Mr. Pocketer, daß mir der Rock ganz gut saß und ich, wenn auch nicht sehr elegant, so doch vollkommen anständig aussah. Ich steckte mir mein Manuskript sorgfältig in die Tasche und ging. Am Morgen hatte es geregnet, und noch befand

ſich dampfende Feuchtigkeit auf den Platten des Pflaſters. Die helle Maiſonne vergoldete die Straßen und lag ſo körperlich auf den feuchten Steinen, daß der Schein ausſah, wie Fetzen von unendlich dünn geſchlagenem Goldblech. Es war ein herrlicher Tag, der gleichſam alles Leben aus den Verſtecken herauszulocken ſich bemühte. Solche Tage wirken genau ſo ermutigend und ſtärkend auf den Lebensmunteren, wie niederbeugend und betrübend auf den ſeeliſch Geſchwächten und Leidenden; gleichſam als ob die Sonne ſich ſolcher halblebendiger Kreaturen ſchämte und ſich bemühte, ihrer ledig zu werden, indem ſie ſie niederdrückt. Dergeſtalt erging es mir. Ich fühlte eine Schwäche in meinem Leibe, die aufwärts ſtieg, ſich in meinem Schlunde breit machte und mich mit trägem Mitleide mit mir ſelbſt erfüllte. Langſam ſchlich ich meines Weges, und ohne ſonderliche Aufregung bog ich in die Straße, in der ſich die Bureaus des Baltimore-Herald befanden. Als ich aber ſchon von weitem das Haus erkannte, überfiel mich eine heftige Geſpanntheit, ſo daß ich einen Augenblick ſtehen blieb, um mein außerordentlich ſtoßendes Herz ruhig werden zu laſſen.

Während ich dann weiterging, beschaute ich mir das Gebäude sehr genau. Es war in dem geschmacklosen und langweiligen Stile erbaut wie alle anderen Häuser der Straße. Die Fenster waren ungegliederte Löcher, und die Scheiben blinkten wie die boshaften, versteckenden Brillengläser eines herzlosen Ungeheuers.

Schon unterschied ich die Einzelheiten des großen, massigen Tores, dessen einer Flügel offen stand, und das zwischen zwei Pfeiler von dorischem Gepräge eingeklemmt war, als ich plötzlich eine Stimme vernahm, die in mir flüsterte: „Du wirst vorbeigehen; ich kenne dich ganz genau; wenn du auch noch so sichere Schritte heuchelst, du wirst doch vorbeigehen.“ Darum wollte ich mir beweisen, daß ich mutig genug war, gleich hineinzugehen; aber als ich mich vor dem Haustore befand, so ging ich wirklich erst sechs bis sieben Schritte weiter, dann kurz umkehrte und betrat den Hausflur.

Ich stieg eine Treppe hinauf und befand mich vor der Tür des Zeitungsbureaus. Ich klopfte ziemlich gleichmäßig und ohne Hast an, horchte hinein und wartete auf Antwort. Ich hörte nichts. Eine große Aufregung er-

griff mich, so daß mein Blut in ungeheurem Tumult durch meine Adern raste und in schweren, gedrängten Wellen ins Herz schoß und sich wiederum tosend nach außen ergoß. Ich klopfte zum zweitenmal und gerade während mein gekrümmter Finger sich wieder erhob, erblickten meine Augen eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist ohne Klopfen hereinzutreten.“ Da ergriff mich das kalte, feuchte Gefühl einer tiefen Beschämung über eine Art Mangel an Lebensart derartig, daß ich mit einem leisen, ängstlichen Sprung die Treppe gewann, in der Absicht, mich unbemerkt davonzumachen. Aber ebenso wie die Gefühle aus der Seele herauswachsen, wie die Pflanze aus dem Keim, so kann unter gewissen Umständen auch ein Gedanke, ja sogar eine Handlung emporsprießen, ohne daß es möglich wäre, ihre logische Entwicklung zu verfolgen. Etwas Ähnliches ging in mir vor, und unvermittelt kehrte ich mich um, öffnete die Tür und ging hinein. Ich drückte, während ich ‚guten Tag‘ sagte, die Tür leise hinter mir zu und blieb stehen.

Es waren mehrere Redakteure anwesend und eine größere Anzahl junger Leute, in denen ich Gehilfen ver-

mutete. Mr. Tuller, den ich seit langem kannte und zu dem ich wollte, saß an einem Tische, mit dem Rücken mir zugekehrt. Niemand kümmerte sich um mich. Ich wurde ganz beklommen, verwirrt von dem Schurren der Feder über das Papier. Ich sagte noch einmal ‚guten Tag' und trat dann näher, unmittelbar hinter Mr. Tullers Stuhl.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung," begann ich. — „Was wünschen Sie, bitte?" — Er drehte den Kopf über die Schulter zu mir hin und sah mich ungeduldig an, mit der Miene eines Mannes, dessen Zeit kostbar ist und der es nicht vor seinem Gewissen verantworten kann, einem armen Hungernden einige Minuten zu schenken.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung, Mr. Tuller —"

„Was wünschen Sie? So antworten Sie doch!"

„Ich habe — ich möchte — ich habe hier eine Novelle —"

„Beitrag?"

„Es ist eine Arbeit von mir, ich wünschte —"

„Ein Beitrag, Sir? für den Herald? — so sagen Sie doch, was Sie von mir wollen!" Er schüttelte ge-

ringschätzig die Stirn. Schnell nahm ich meine Novelle aus der Tasche und gab sie ihm. „Ich habe viel Sorgfalt darauf verwendet, Mr. Tuller. Vielleicht ist es möglich —"

Herr Tuller hörte gar nicht auf das, was ich sagte, sondern nahm die Novelle in die Hand. Ich hatte, wie schon bemerkt, ein recht sorgfältiges Manuskript ausgesucht, um von vornherein kein übles Vorurteil gegen mich zu erzeugen; und da ich über eine durch Anlage und stete Übung sehr schöne Handschrift verfügte, so konnte ich mir schmeicheln, meine Absicht erfüllt zu sehen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen und meinen Kummer, als sich Mr. Tuller, nachdem er, ohne zu lesen, das Heftchen durchgeblättert hatte, in folgender Weise an mich wandte: „Bedaure sehr, Mr. — Wie ist Ihr Name?"

„Hope, William Hope."

„Bedaure sehr, Mr. Hope, Ihnen sagen zu müssen, daß ich ‚damit' nichts anfangen kann. Wir müssen zur Erleichterung des Satzes daran festhalten, daß alle Manuskript nur auf einer Seite beschrieben sind. Es hat gar keinen Zweck, daß ich Ihre Arbeit

auf ihre Qualitäten hin prüfe. Wenn sie gut ist, müßte ich bedauern, sie in ihrer jetzigen Gestalt nicht annehmen zu können; und wenn sie nichts taugt, Mr. — Mr. Hope, was immerhin möglich ist, so müßte ich bedauern, meine Zeit unnötig verschwendet zu haben. Schreiben Sie das Ding noch einmal um, möglichst sauber, und immer nur auf eine Seite, wir müssen zur Erleichterung des Satzes durchaus daran festhalten; dann habe ich nichts dagegen, daß Sie es gelegentlich mal wieder heraufbringen. Es eilt übrigens nicht. Es ist doch eine Novelle, nicht?" Damit gab er mir mein Heft zurück und wandte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, zu seiner Arbeit zurück.

Ich zerknitterte das Manuskript mit meiner linken Hand und stand ratlos da. Plötzlich fühlte ich, daß ich im nächsten Augenblick in ein krampfhaftes, tiefes, schmerzliches Weinen ausbrechen müßte. Ich erkannte, daß mein entkräfteter Körper einer solchen Erschütterung nicht gewachsen sein und einer Ohnmacht erliegen würde. Die Folge würde sein, daß man nach meinen Umständen forschen, und wenn man die Gründe meiner Ohnmacht

in Erfahrung gebracht hätte, für mich eine Geldsammlung, womöglich in diesen Räumen hier, in dieser kommenden Viertelstunde vielleicht schon, veranstalten würde. Der Gedanke an diese äußerste Schmach ließ mich alle meine Kräfte zusammennehmen. Ich zwang das Schluchzen, das mir schon in der Kehle brannte, hinunter, und während meine Augen blicklos vor sich hin stierten und meine Lippen sich verzerrten, murmelte ich mit einem gewissen höflichen Einverständnis: ‚Sehr wohl, sehr wohl'; machte einige weder erwiderte noch gesehene Verbeugungen und ging hinaus. —

Ich weiß heute, wenn ich mir jenen Tag ins Gedächtnis zurückrufe, nicht, wie ich damals die Treppe hinunter, noch wie ich auf den Gedanken kam, einen Weg einzuschlagen, der aus der Stadt herausführte. Mir scheint, als ob nicht „ich" es gewesen sei, der durch die Straßen ging, sondern ein mir Fremder, oder als ob meine Beine selbständig einen Weg wählten, ohne Abhängigkeit von meinem Bewußtsein. Genug, nach Verlauf einer halben Stunde befand ich mich außerhalb der Stadt, auf einer Straße, die von blühenden Kirschbäumen eingefaßt war,

und nach einer kleinen, unter dem Namen ‚Ladys Dot' bekannten Anhöhe führte. In ihrer Nähe befand sich ein nicht eben großes Viereck, das vollständig mit Wiesenblumen bedeckt war und durch die außerordentliche Sattheit und Intensität seines Grüns das Auge des Betrachters um so mehr auf sich zog, als die Landschaft im übrigen teils durch Weizenfelder, teils durch breite, von riesigen Ahornbäumen eingefaßte Alleen, teils durch Rasenflächen charakterisiert war, wie sie der muntere, gebildete Teil unserer vornehmen Jugend zu den nach englischer Sitte betriebenen Ballspielen benötigt. Soviel ich weiß, hatte sich an jener Stelle ein künstlicher Fischteich befunden, den sich die einzige Tochter eines der reichsten Kaufleute Baltimores hatte anlegen lassen; eben jene Dame, nach der der ganze Platz seinen Namen führte. Infolge welcher Ursachen die ursprüngliche Anlage dermaßen verfallen war, daß aus dem Teich ein Sumpf und aus dem Sumpf eine Art von Wiese geworden war, vermag ich nicht anzugeben.

Hier nun war es, wo ich an jenem Tage mit zerrissenem Herzen ankam und mich, zum erstenmal gänz-

lich erschüttert, auf die Erde warf, um in einem lange anhaltenden, nervösen Schluchzen, über das ich keine Macht besaß, meinen bittern Gram von mir zu werfen. Immer von neuem rief ich mir alle meine Umstände ins Gedächtnis zurück, und immer mehr breitete ich meine Trauer wie einen Spiegel vor mir aus, in welchem ich mein leidendes, von Tränen benetztes Antlitz betrachtete. Aber so groß ist die Macht der Natur, die von manchen Menschen törichterweise die unbeseelte genannt wird, daß ich mitten in meinen trostlosen Gedanken mit einem Ruck unterbrochen wurde und trotz mehrfacher Bemühungen nicht mehr imstande war, zu ihnen zurückzukehren. Es ist schwer zu erklären, aber in der Tat hörte einen Augenblick mein Gram auf, für mich zu existieren. Selbst das Hungergefühl, das den ganzen Vormittag meine Stimmung hatte zittern lassen, verlor das Peinigende und äußerte sich als ein leises Beben zugleich der Schwäche und des Behagens.

Ich lag mit dem ganzen Körper mitten in einer reichen Pflanzenwelt, die ich nicht wie sonst mit den Augen des Botanikers anzusehen vermochte. Ich sah all

die Halme und Blättchen als ebenso berechtigte und ebenso wichtige Welten an wie mich selbst. Mein ganzes Leben, das nichts als Atmen, und mein ganzes Denken, das nichts als Träumen war, wurde dermaßen vegetativ, daß ich ein wunderliches Gefühl von Heimatlichkeit, von Rückkehr aus der Fremde hatte. Noch niemals vorher hatte ich so herzlich und so ehrfürchtig dieses kleine Leben betrachtet, das man sonst als eine unterschiedlose Masse vor seinen Augen sieht. — Aber ist es nicht mit allem Leben so? ist nicht Leben überall gleich groß, weil gleich geheimnisvoll, und gleich ehrwürdig, weil gleichen Ursprungs und gleichen Schicksals? Ist nicht vielleicht ein Büschel Gras mit seinen Käfern eine ebensolche Welt wie die Erde mit ihren Kämpfen und ihren Explosionen von Individualismus? Und ist nicht diese Erde mit all ihrem Haß und all ihrer Liebe nur ein Körnlein verlorenen Staubes für eine höhere Gestaltung? — Ich sah, wie an einem schwanken Halm ein Marienkäferchen emporkroch, sah die harten, rotbraunen Flügeldecken sich plötzlich lüften, und das schöne Tierchen von den eigentlichen Flügeln davongetragen werden, von den zarten,

dünnen, leicht verletzlichen Flügeln, deren Farbe wie die einer in Blüte stehenden Ulmenkrone ist. Dann sah ich wieder zum Himmel empor, von dessen wolkenloser, milchblauer Wölbung die Stille wie ein dichtes, leichtes Gewebe herabhing. Ich lag regungslos. Ich hörte das Blut in meinen Adern rollen und fühlte die Sonne auf meiner Haut wandern. Ich vermag nicht zu sagen, wie lange dieser Zustand dauerte. Ich wurde gewissermaßen aufgeweckt durch einen Druck, den ich in der linken Seite, auf der ich lag, spürte. Doch wollte ich nicht gleich nach seiner Ursache forschen, weil ich fürchtete, meiner schönen Träumerei ein vorschnelles Ende zu bereiten. Aber schon mit diesem kleinen Kampf zweier Gedanken war die Unruhe über mich gekommen und die Gewißheit, daß jene Stunde — oder waren es zwei gewesen — seliger Verlorenheit unwiederbringlich dahin sei.

Ich hob meinen Kopf jäh vom Arm, lauschte noch ein paar Sekunden in die Weite hinaus und richtete mich dann langsam und schwerfällig auf.

Schnell fiel mir ein, daß ich unverantwortlich und undankbar dadurch gegen Mr. Pocketer gehandelt hatte,

7*

daß ich mich in dem von ihm geliehenen Rock auf die Erde warf. Ich entfernte sorgfältig ein paar Grashälmchen von dem sauberen Tuch und faßte in die linke, innere Tasche, weil ich fürchtete, jenen Gegenstand, der vorhin so heftig in die Seite gedrückt hatte, verletzt zu haben. Ich nahm ihn heraus und sah, daß er ein ungefähr fünf Zoll langes, aus hartem Leder verfertigtes Brillenfutteral war. Ich öffnete es und fand eine Brille von plumper Gestalt und mit großen, grauen, muschelförmigen Gläsern in ihm. Da alles unverletzt war, so tat ich es wieder, hochbefriedigt, an seine Stelle und erhob mich seufzend, um nach Hause zu gehen.

Aber sei es, daß die Sonne, die schon fast in den Mittag gestiegen war, allzuheftig mir ins Gesicht gebrannt hatte, oder mögen irgendwelche andere Ursachen mitgespielt haben, vielleicht sogar der Umstand, daß ich die Brille in der Hand gehabt hatte, — genug, — ich fühlte einen äußerst heftigen, stechenden Schmerz oberhalb der Augen. Es war mir, als ob mir die musculi recti der Augen sich krampfhaft und unelastisch gespannt hätten, um auf jeden Fall die Augen gradaus gerichtet zu erhalten,

während irgendwelche andere Kräfte sich bemühten, sie aus ihrer Lage zu zerren und meine Augen schielen zu machen. Ich sah mich gezwungen, mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand in die Augen zu fahren und sie heftig drückend nach oben und an den Brauen entlang zu führen, um den Schmerz zu paralysieren. Aber warum sollte ich nicht, fiel mir ein, versuchen, ob die Brille nicht durch Dämpfung des grellen Lichtes gute Dienste leisten konnte! Wenn ich mich auch in der Stadt nicht mit diesem Ungetüm auf der Nase hätte sehen lassen mögen, hier draußen konnten mir alle ästhetischen Bedenken gleichgültig sein. Gedacht — getan. Ich nahm die Brille hervor, setzte sie mir nicht ohne einige Unbequemlichkeit auf und ging der Stadt zu.

Noch war ich keine zehn Schritte gegangen, als etwas Merkwürdiges in mir vorging. Ich fühlte mich nämlich gewachsen. Ich fühlte mich um mindestens zwei Zoll gewachsen. Ich bemerkte eine mir ungewöhnliche Erhabenheit über dem Erdboden in mir, die anfangs rein körperlich, nach wenigen Sekunden auch meiner Seele höheren Stolz und energischeren Schwung gab. Meine

Beine setzten sich kräftig und federnd auf den Boden, meine Schritte wurden immer elastischer und von einer sieghaften, unbeirrten, beinah möcht' ich sagen heiteren Sicherheit. Kein Gedanke von Schwäche und Erniedrigung wagte sich über die Schwelle meiner Seele, sondern Mut und Frische erfüllten mein Herz. Dazu kam, daß in der Landschaft eine ganz entschiedene Veränderung vorgegangen war; alle Farben und alle Lichter hatten ihre schneidende, grelle Heftigkeit verloren und lagen zurückgezogen und gedämpft vor mir, zugleich demütig und geschmeidig; vor mir, einem Triumphierenden. Zuerst gab ich mich ganz glücklich diesem neuen und so angenehmen Gefühle hin. Ja, ich sah mich um, als erwartete ich, daß von allen Seiten die kleinen Menschen herbeiströmen müßten, mir zu huldigen, mindestens aber neidvoll meinen heimlichen Stolz anzustaunen.

Allmählich aber begann ich über die Ursachen dieser Veränderung nachzudenken. Kein Zweifel, daß die Brille alles bewirkte. Darüber belehrte ich mich sogleich, indem ich sie abwechselnd abnahm und wieder aufsetzte. Aber es fiel mir nicht ein, irgendein Geheimnis, eine über-

natürliche Kraft dahinter zu vermuten, sondern ich fand sehr bald die natürliche Erklärung.

Wie schon bemerkt, waren die Gläser der Brille muschelförmig und grau. Sie brachen also das Licht nicht, sondern dienten nur dazu es zu dämpfen. Sie unterschlugen gewissermaßen dem Auge von einer Summe von Licht einen bedeutenden Teil. Ebenso wie nun alles, was dem Auge nahe liegt, sowohl heller als auch farbenbestimmter erscheint, ebenso erscheint alles, was hell und farbenbestimmt ist, auch dem Auge näher. Und umgekehrt: was entfernt ist, sehen wir dunkler, und was wir dunkler sehen, erscheint uns entfernt. Die gesetzmäßige Abstufung dieser Tatsache ist es, die uns in den Stand setzt, ein Bild von einer Landschaft zu bekommen; dergestalt, daß, während wir die Fülle und den Wechsel von Farben an einem verkrüppelten Kieferstamm dicht vor unseren Augen kaum zu übersehen vermögen, wir von einem großen, aber entfernten Walde nur einen einzigen Eindruck von blauem Duft haben. Diese Gesetze der Luftperspektive sind es, die der Maler zu studieren hat, wenn er die Wirkungen der Natur erzielen will.

In meinem Fall nun erhielt ich, sowie ich die Brille auf hatte, das Licht der Erde derartig gedämpft, daß mir die Erde weiter von meinen Augen entfernt zu sein schien als sonst. Und da meine Einbildungskraft, die unabhängig von meinem Verstande die gestörten Beziehungen regulierte, nicht über sich vermochte, mir vorzustellen, daß mit einem Male die Erdkugel eine Strecke von mir fortgerutscht sei, so begnügte sie sich damit, es so erscheinen zu lassen, als sei ich gewachsen und dadurch mein Haupt meinen Füßen ferner.

Es ist nun nicht gleichgültig, in welcher Höhe über dem Erdboden das Herz eines Menschen schlägt.

Und so kam es, daß, was anfänglich nur eine physische Veränderung war, gleich auch auf meine Seele seinen Einfluß übte.

In dieser Stimmung, in der ich mich befand, war es mir schwer, in mir den Menschen zu sehen, der so tief gedemütigt werden konnte, wie es mir am Vormittage geschehen war. „Wie?" sagte ich zu mir. „Zu solcher Erniedrigung hast du es mit deiner Seele kommen lassen? mit dieser Seele, deren Stolz dein einziges, unverrück-

bares Gut sein sollte? Muß nicht ein Mensch, den man erniedrigt, mit der Zeit selber niedrig werden? Muß er nicht dahin kommen, sich selbst für gering zu halten? und hat er nicht alles verloren, wenn er den Glauben an sich verloren hat?"

Während solcher Gedanken wühlte ich in meinen Taschen, um mein Manuskript zu suchen, und brachte es schließlich ans Tageslicht. Aber in welchem Zustande befand es sich! Gänzlich zerknittert, mit umgelegten Ecken, und in der Mitte sogar eingerissen! Nichtsdestoweniger begann ich zu lesen; und schon nach drei Zeilen überkam mich die ganze herrliche Freude eines Dichters über sein Lieblingswerk; all die Lust und Sehnsucht, ja all das Herzblut, all der heimliche Verstand, womit ich das Werk geschrieben hatte — alles dieses stieg in einem prächtigen Gemisch wieder in mir auf und erfüllte mich mit einem großen Triumph. Und mir, mir mutete man zu, wie ein Schuljunge eine Abschrift von dieser herrlichen Dichtung zu machen? Mich, den Dichter, wollte man zu einem Kopisten herabsetzen? Welcher Unverschämte war es, der mir das angeboten hatte? Ein Mr. Tuller — mir?!

Ich ging eilends, aber nicht haſtig, der Stadt zu und lenkte meine Schritte zu der Redaktion des Baltimore Herald. Ich behielt die Brille auf; ſelbſt als ich in den dunkeln Hausflur trat, nahm ich ſie nicht ab, ſondern bemerkte, daß ſich ihre Wirkung nur erhöht hatte. Ohne weiteres trat ich in das Bureau. Ich achtete wenig auf die im Zimmer Befindlichen, doch ſchien es mir, als ob einige der Herren vorhin nicht dageweſen ſeien. Jedenfalls aber war Mr. Tuller anweſend, wie bei meinem erſten Beſuch mit dem Rücken nach mir hin vor einem Tiſche ſitzend. Da Mr. Tuller nicht ſofort nach meinem Begehren fragte, ſo ging ich auf ihn zu und redete ihn, wenn auch nicht heftig, ſo doch vollkommen nachdrücklich an: „Mr. Tuller!“

Er drehte ſich um. „Wie, Sir?“ fragte er, „ſagte ich Ihnen nicht —“

Ich ließ ihn nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn, indem ich ihm folgendes ins Geſicht ſagte, und zwar in ebenſo ruhiger wie vornehmer und gelaſſener Weiſe:

„Jawohl, Mr. Tuller, Sie ſagten vorhin — ſagten vorhin einiges, was — mit Ihrem Verlaub — weder

Sinn noch Anſtand hatte. Sie hatten die Dreiſtigkeit, mir aufzutragen, dieſe von mir verfaßte poetiſche Arbeit noch einmal abzuſchreiben. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß es nur in der Anſchauungsweiſe eines ungebildeten und rohen Mannes liegen kann, ein Dichterwerk nach der Art zu beurteilen, wie es geſchrieben iſt. Leute Ihrer Art wären imſtande zu befehlen, daß kein Poet ſich unterſtehe, mit einer Gänſefeder zu dichten, ſondern daß er ſich einer ſorgfältig geſchnittenen Rabenfeder zu bedienen habe; andernfalls könne die Redaktion ſich nicht mit den Arbeiten befaſſen — zur Erleichterung des Satzes, Sir. Ich aber wiederhole Ihnen: es ſchickt ſich nicht für den Leiter eines der größten Blätter in unſerem erhabenen Vaterlande, einen Dichter von hervorragender Begabung wegen einer ſchäbigen Lappalie vor die Tür zu weiſen. Sie hätten umgekehrt die Pflicht gehabt, einen ſolchen Mann, der dem Vaterlande zur Ehre gereicht, aufzuſuchen, um ſeine Mitarbeiterſchaft zu gewinnen. An Ihnen iſt es, eine etwa nötige Kopie anfertigen zu laſſen; nicht ſie dem Dichter aufzutragen, der — dieſes ſei Ihnen mitgeteilt, auf die Gefahr hin, daß Sie es nicht

verstehen, — an sein Werk nur mit seiner Seele herangeht, nicht mit dem Bureaublick eines nach Kleister riechenden Schreibers. Ich will diese Ihre verdiente Beschämung nicht weiter ausdehnen. Es widerstrebt mir. Hier, lesen Sie die Novelle und fassen Ihre Entschließung. Doch bemerke ich, daß meine Zeit nicht unbegrenzt ist."

Hierauf gab ich Mr. Tuller das Heft, das sich, wie gesagt, in sehr argem Zustand befand. Man glaube nicht, daß Mr. Tuller meine Rede ohne den Versuch einer Erwiderung angehört hatte. Im Gegenteil, er war zwar im ersten Augenblicke ganz bestürzt, versuchte dann aber mehre Male, mich zu unterbrechen, woran er nur durch mein energisch abwehrendes Kopfschütteln gehindert wurde. Seine Miene wurde immer scheuer und verlegener, er machte ein paar hilflose Verbeugungen, die mich jedoch nicht zur Schonung bewegen konnten; und als ich geendet hatte und ihm mein Manuskript überreichte, befand er sich in einer solchen Zerknirschung, daß er mir nur nochmals eine tiefe Verbeugung machte und, ohne ein Wort zu sagen, sich an den Tisch stellte und meine Arbeit las.

Dieſes dauerte nicht lange, und nachdem Mr. Tuller das Heft durchgeſehen hatte, ſagte er folgendes zu mir, und wie ich geſtehen muß, in leidlicher Faſſung: „Ich bitte um Ihre Verzeihung, Mr. Hope, für mein Betragen von vorhin. Meine ganze Entſchuldigung iſt die, daß ich nicht wußte, mit welch einem vorzüglichen Meiſterwerke ich es zu tun hatte. Auch war meine Laune durch die unehrenhaften Angriffe eines gemeinen und verwegenen Journaliſten getrübt. Es wird uns eine Ehre ſein, Ihre herrliche Novelle zu veröffentlichen. Selbſtverſtändlich werde ich, wenn es nötig ſein ſollte, eine Kopie durch einen Schreiber herſtellen laſſen. Ich bitte Sie, auch fernerhin unſerm Blatte den Vorzug zu geben. Ich habe übrigens einen Überſchlag über das Ihnen zuſtehende Honorar gemacht: es beträgt eine Guinea und ſieben Schillings.“ Hiebei ſah ich ihm ernſt und ſtreng in die Augen. Er errötete. „Selbſtverſtändlich,“ fuhr er fort, „werden wir uns nicht ſo herabſetzen, Pfennige zu ſpalten. Wir, deren Aufgabe es iſt, zwiſchen unſerer glorwürdigen Nation und den Poeten, ihren edelſten Angehörigen, zu vermitteln, haben unſere Ehre in dieſer

Aufgabe. Ich betrachte es als selbstverständlich, daß die von mir genannte Summe in anständiger Form abgerundet wird. Auch liegt es mir fern, Sie selbst mit den lästigen Formen zu behelligen, die jedes Geldgeschäft notwendigerweise mit sich bringt. Wenn Sie einen Augenblick noch warten wollen, werde ich alles erledigt haben."

Er entfernte sich und kehrte nach kurzer Zeit zurück. Er händigte mir zwei Guinea in Gold ein, wofür ich eine Quittung zu unterschreiben hatte. Dann verließ ich das Bureau, von Mr. Tuller zur Tür geleitet und seine Verbeugung nicht unfreundlich erwidernd.

Als ich dann wieder durch die Straßen ging, einen Schatz von zwei Goldstücken in der Tasche, geschah es, daß die zu hohe Spannung doch nachließ und mir alles wie ein wüster Traum noch einmal durch die Seele fuhr. Ich mußte mich an einen Pfeiler lehnen, so tief und bitter war das Gefühl der Ermüdung. Dann tat ich die Brille in das Futteral, denn ich hatte sie jetzt nicht mehr in demselben Maße nötig, weil ich Geld in der Tasche hatte und weil Geld den Menschen ebenfalls um

einige Zoll größer macht. Doch war mein erster Gang in den Laden eines Optikers, wo ich eine Brille kaufte, die sich in nichts von der Mr. Pocketers unterschied. Ich vertauschte dann die Brillen, indem ich die ebengekaufte in Mr. Pocketers Futteral und Mr. Pocketers Brille in mein soeben gekauftes Futteral steckte. Darauf begab ich mich in ein anständiges Wirtshaus und aß ein kleines, mit Sorgfalt und Vorsicht ausgewähltes Mittagessen. Als ich meine Wohnung betreten wollte, stieß ich zufällig mit meinem Freunde Mr. Pocketer zusammen. „Sieh da, Mr. Pocketer," sagte ich, „nehmen Sie Ihren Rock mit meinem herzlichsten Dank zurück. Es befand sich in der Tat eine Tausendpfundnote darin, aber ich habe sie darin gelassen."

Seit jenem Tage pflegte ich nie einen Besuch zu machen, dessen Ausgang für mich wichtig war, ohne die Brille aufzusetzen. Ich gewann, wenn es gestattet ist, sich so auszudrücken, dadurch einen Vorsprung im Wettlauf, indem ich an Würde und Überlegenheit so viel immer gewann, wie der Gegner in meinen Augen verlor. Ja, ich nahm die Gewohnheit an, selbst beim Ausdenken

meiner dichterischen Inspirationen die Brille aufzubehalten. Hierdurch geschah es, daß ich meinen Stoff mit Ruhe und Kühle durchbilden konnte, ohne mich von ihm knechten zu lassen, wie es sonst so häufig das Schicksal des Künstlers ist. In diesem Umstande liegt der Grund dafür, daß man mit vollem Rechte meinen Arbeiten eine große und abgeschliffene Vornehmheit und kühle, bildnerische Ruhe nachrühmt. Wenn ich die Brille aufhatte, so war ich eben meinen Dichtungen so gut wie den Menschen gegenüber der Größere.

Man muß den Dingen dieser Erde Licht rauben, wenn man vor ihnen bestehen will.

Das ist ein Schild des Lebens.

Die Iylgja

Eine Studie

Daß alles, was geſchieht, mit Notwendigkeit geſchieht, das iſt ein Gedanke, an dem die Menſchen vorbeileben müſſen, wenn ſie die Kette ihres Tuns und Wirkens nicht verwirren wollen. Jede Hoffnung widerſpricht ihm, jeder Wunſch empört ſich wider ihn; und läge er nicht ſcheintot und vergeſſen in ſeinem Grab, ſo könnte kein Herz in Reue ſchwellen, keine Seele ſich in das Bad der Buße ſtürzen zur fröhlichen Urſtänd.

Denn der Menſch iſt ein Zeitwort, das unregelmäßig konjugiert wird: ſein Präteritum heißt Notwendigkeit, ſein Futurum Freiheit.

Er hat das Fatum über alle ſeine glänzenden Götter geſetzt, aber hoch noch über das Fatum ſich ſelbſt, den Gott in ihm. Wenn der indiſche Heilige in die letzten Gründe der Kontemplation taucht, gerät die Himmels-

8*

welt ins Beben, und Dämone müssen den Menschenwillen zerstreuen, um seine Übermacht zu brechen.

Aber der Mensch sitzt nicht sicher in seiner Herrlichkeit; Kampf und Friede mit dem Fatum und wieder Kampf ist ihm zugeteilt; und froh mag er sein, daß sein Kampf und sein Friede in ihrer Ratlosigkeit und kläglichen Zufälligkeit sich verbergen dürfen. Wie oft opfert er der Gottheit heuchlerisch vor allem Volk, und seine Stirn ist ungläubig und trotzig! Ein andrer verweigert die Demut, während doch sein Herz im Pulsschlag der Angst und des Grauens schlägt.

Zu dunkel ist die Stimme, die zu ihm spricht! Ist er sicher, ob er nicht statt einer geisterhaften Warnung nur das Surren seines eigenen Blutes vernimmt?

Notwendigkeit! aber es kann vorkommen, daß er der widersinnigen Vorstellung fähig ist, als gebe es zwei Notwendigkeiten; — ähnlich wie man im Traum zwei Gestalten hintereinander sehen kann, ohne daß die eine die andere deckt.

Eben diese Verwirrung lag dem Schicksal eines Mannes zum Grunde, dessen Selbstmord vor vielen Jahren

die kleine Stadt, in der er wohnte, in Aufregung verſetzte.

An einem Sommernachmittag, als die Schüler des Gymnaſiums, alle mit kurzen, graugrünen Leinenjacken bekleidet, um die Turnhalle wimmelten, kam ein langer Burſch vom Schulhof hergerannt, ſah ſich um und ſtürzte auf einen etwas abſeits ſtehenden Knaben zu, in höchſter Verlegenheit mit den Worten herausplatzend: „Anderſen, du ſollſt nach Hauſe kommen; dein Vater hat ſich erſchoſſen!“ Zwiſchen den Schreck und das Mitleid ſchob ſich bei allen, die es hörten, gleich der Zorn über die unbeabſichtigte Roheit des Boten ein; ſo vermieden ſie es, Anderſens Geſicht zu ſehen, auf dem die graue Blume des wehrloſeſten, gläubigen Leides jäh aufbrach. Ohne eine Frage, ohne einen Laut ging er fort. Wie bleich war ſein feines, ſtilles Geſicht! Sie ſahen ihm nach und fühlten mit einem wunderlichen Schmerz ſeinen Gang, bei dem immer der eine Fuß eilen, der andere zögern wollte. Er war noch nicht lange, kaum ein halbes Jahr, bei ihnen und war in ſeinem ſtillen, zarten, großäugigen Weſen mit keinem enge verbunden. Aber

sie liebten ihn alle, mit einiger Scheu, wegen des Wohlklangs seiner ganzen Erscheinung.

Sie sahen ihn nicht wieder. Niemand sah weder ihn, noch seine Schwester, noch seine Mutter, die gleich, nachdem den Polizei- und Gesetzesvorschriften genügt war, die Stadt verließ, mit der Leiche, die, zur weiteren Erregung des Stadtgeschwätzes, verbrannt werden sollte.

Das Geheimnis eines solchen Todes ist nie ganz zu erkennen. Unser Verstand hat nicht so reine Hände wie die Gattin des Brahmanen, die das Wasser mit ihren Händen zur Kugel ballte und davontrug.

Damals, als das traurige Ereignis geschah, gab es in der ganzen Stadt wohl keinen, der einen Anhalt hatte, es zu erklären. Es war darum natürlich, daß die kleinbürgerlichen Leute ungereimtes Zeug von Mutmaßungen herumtrugen: von einem amerikanischen Duell sprachen die einen; andere hatten zu berichten, der Tote sei Freimaurer gewesen, und es sei eine ausgemachte Sache, daß die kein natürliches Sterben hätten. Es war dabei bezeichnend, daß diese am Ende siegreiche Meinung, wiewohl sie also in dem Selbstmord den Fluch wiedererkannte,

den sie über den Freimaurern waltend glaubte, dennoch kein nachträgliches Grausen vor dem unglücklichen Mann erregte. Vielmehr fand man eine Art Beruhigung darin, daß durch den Tod auch allerlei in dem Leben des Mannes eine plausible Deutung bekam, was man sich nicht bis zur Überzeugung gewiß hatte erklären können, obgleich man es lobte.

Denn Andersen war in der kurzen Zeit, die er in der Stadt zubrachte, und trotz der äußersten Zurückhaltung, in der er sich hielt, schon oft in den Mund der Leute gekommen. Man hatte von ihm Beweise einer ungewöhnlichen Mildtätigkeit, die er in einer so beherrschten Weise ausübte, wie sie, an sich selten, in dem kleinen Städtchen überhaupt noch nicht beobachtet war. Er schien über die Scham des Almosengebens weit erhaben zu sein, so ohne Hast gab er, und er verfuhr darin ganz ohne Prinzip. Er wußte, daß in Fällen großer Not die einzelne Gabe fast ohne Wert ist, daß echte Hilfe Dauer und Ziel haben muß, und so, mit Ernst und Verantwortungsgefühl, gab er sich hin; aber sie hinderten ihn nicht, dem letzten Landstreicher Genüge zu tun, der ihn um einen Groschen

für Schnaps ansprach. Bei alledem wurde er nicht überlaufen; und wer ihn auf der Straße gehen sah, hatte die Empfindung, als ob es einigen Mutes bedürfe, ihn aufzustören.

Er war ein stattlicher, wohlbeleibter Mann, dunkel von Haaren, mit dichtem Schnurrbart, und hatte einen etwas kürzeren Fuß, den er mit einem dicksohligen Stiefel bekleidet trug und dessen Hinderung beim Gehen er trotz vieler Übungen nicht ganz überwunden hatte. Seine Kleidung, immer in dunkeln Farben, war äußerst sauber und sorgfältig und gab schon auf den ersten Blick den Ernst kund, der seinem Stande schicklich war.

Er war Jurist, und schon mit verhältnismäßig jungen Jahren, da er früh von der Schule gekommen war, Landgerichtsrat. Eine Karriere schien vor ihm zu liegen, die erst bei den letzten Staffeln seines Berufes Halt machen würde. So gehörte er zu jenen begabten Beamten, die der Strom der Verwaltung, durch Beförderungen und Versetzungen in Bewegung gehalten, durch die Städte schwemmt. Sie werden nirgends eigentlich heimisch; und soweit sie Richter sind, verfeinert sich ihre Wirksamkeit

über die Realität, Einzelheit und Unmittelbarkeit des Lebens hinaus und verflüchtet wohl gar. Sie kennen die Menschen nicht und ihre Händel; und indem sie also oft die singuläre Gerechtigkeit der singulären Fälle verfehlen, repräsentieren sie eine abstrakte Gerechtigkeit, oder wenn man will: die Idee des Rechtes. Auf diese Weise gehen sie in den Mechanismus der Gesellschaft nicht heimisch hinein, sondern sind etwas Fremdes, Unpraktikables, das heißt: etwas Aristokratisches.

Auch Andersen hatte nichts Volkstümliches an sich, nichts von den verdächtigen Derbheiten, durch die die Beamten dem gemeinen Manne verständlich werden. Und doch war er kein theoretischer, kein trockener Mensch; und wenn man ihn mit seiner Familie sah, schien es einem natürlich, daß dieser Mann eine so schöne Frau, die ruhig stolzeste Gestalt der Stadt, und so eigene, feine Kinder hatte.

Als er etwa zwei Monate in der Stadt war, siedelte dorthin ein neuer Rechtsanwalt über. Es war ein Mann, der schon weit in der Welt herumgekommen war, der bei Konsulaten und großen überseeischen Unter-

nehmungen einen angeborenen Drang zur Tätigkeit mit seinem Ehrgeiz und seiner Freiheitsliebe zu vereinigen gesucht hatte. Daß er sich nun in einer so kleinen Stadt seßhaft machte, hätte man nicht zu erklären gewußt, wenn man seinen Namen nicht schon aus Zeitungskämpfen gekannt hätte, in denen er einen kolonialen Skandal in der Weise eines Mannes behandelt hatte, der die Verhältnisse und überdies die Menschen im allgemeinen zu gut kennt, als daß er sich wohlfeile Entrüstungen aufdrängen ließe. Man nahm an, daß er einen Sitz im Parlament anstrebte und zu diesem Zweck in einen Wahlkreis einsitzen wollte, dessen ungewöhnliche Zerklüftung, da es außer den politischen und sozialen noch nationale Parteiungen gab, einem Außenseiter Chancen bot. Er hatte bei den Besuchen, die er nach seiner Niederlassung machte, Andersen nicht zu Hause getroffen. Infolge einiger Zufälle begegnete er ihm erst ein paar Wochen später, an der Tafel des vornehmsten Wirtshauses der Stadt, gelegentlich eines Festessens für den scheidenden Bataillonskommandeur.

Der Rechtsanwalt hatte sich an dem etwas spieß-

bürgerlichen Gelage kräftig beteiligt, klug genug, sich durch seine mephistopheliſchen Neigungen nicht absondern zu lassen, aber er hatte beobachtet. Und besonders häufig hatte er Andersen angesehen, als ob er ihn mit jemandem vergliche oder ihn in den Kreis nicht eingewohnt denken könnte. Andersen verhielt sich bei der Geselligkeit kaum sonderlich, als säße er nicht bei sich zu Haus im kleinen Kreis. Er war von denen, die keine Uniform trugen, der einzige, dem der Frack wie sein Alltagsgewand saß.

Gegen Ende des Essens, als bei Kaffee und Zigarren die Ordnung sich auflöste und neue Gruppen sich bildeten, kam Andersen auf den Rechtsanwalt zu, reichte ihm die Hand und sprach sein Bedauern aus, seinen Besuch verfehlt zu haben. Sie setzten sich am Ende der Tafel zueinander und gerieten in ein Gespräch, bei dem aber der Rechtsanwalt immer schweigsamer wurde; schließlich fragte er: „Verzeihung, Herr Landgerichtsrat, mir schwebt schon seit einiger Zeit eine indiskrete Frage auf den Lippen." „Bitte," sagte Andersen.

Der Rechtsanwalt lächelte, sah zur Seite, sah dem andern ins Gesicht und fragte: „Haben Sie noch einen

Bruder?" „Ja," lautete, im Tone des Erstaunens, die Antwort. „Und darf ich fragen, wo er ist und was er ist?" „Er ist in Paraguay und baut seine Scholle." Als ob ihm ein Rätsel glücklich gelöst sei, sagte der Rechtsanwalt: „So! Dann ist das also der!"

Andersen sah ihn mit einiger Betroffenheit fragend an, und der Rechtsanwalt sammelte sich aus der nachdenklichen Zerstreutheit, in die er immer wieder fiel, und erklärte sich: „Ich habe einen Jugend- und Schulfreund Ihres Bruders gekannt, der mir viel von ihm erzählt hat."

Darauf sagte Andersen: „Ich bin mit meinem Bruder nur um ein Jahr auseinander, und wir haben durchaus dieselben Bekannten und Freunde gehabt, nur ein wenig abschattiert; wie wir denn überhaupt in unserer Thüringer Klosterschule jeder den andern kannten. Sagen Sie mir doch, wer jener Kompennäler ist. Zwanzig Jahre sind es her, aber mich dünkt, ich brauchte nur zu wollen, brauchte nur das Türlein aufzuschließen, und ich sehe jene Zeit so deutlich, wie ich Sie sehe."

Der Rechtsanwalt nannte den Namen; es war der

jenes merkwürdigen Mannes, um den der Kolonialskandal ging, in den sich der Rechtsanwalt verflochten hatte.

Für den Kenner hätte in diesem Augenblick Andersen die wesentliche Höhe seiner Natur bewiesen: er verwunderte sich nicht, tat keinen Ausruf eines schnellen Urteils über den Mann, war aber auch nicht gerührt, sondern sprach sofort im Tone ruhiger, doch eindringlicher Erinnerung: „So! Der! Es ist ein harter Mann geworden. Es ist schade, daß der Prozeß um ihn Urteile von der falschen Gemütsseite herholen muß. Ich habe mich gefreut, Herr Rechtsanwalt, daß Sie Ihre Partie so unphiliströs genommen haben. Ich bin zwar nie mit ihm befreundet gewesen, aber ich weiß, daß seine Härte nicht von der Art ist, hinter der sich's eine niedrige Natur wohl sein läßt. Man darf nicht sagen, daß sie ihm selber weh tut, seine Härte; das würde eine sentimentale Lüge sein. Aber es ist etwas Erzenes darin, etwas Künstlerisches, etwas von der Härte der Form."

Der Rechtsanwalt verlor bei diesen Worten seine bequeme Haltung; seine Backen glühten; und feurig, gleichsam beglückt, dankte er dem Redenden. „Wie sehr

haben Sie recht, Herr Andersen!" sagte er. „Wie freue ich mich über dieses Wort! Man sollte meinen, daß jedem Manne die Psychologie geläufig sein müßte, diesen Kondottiere zu verstehen. So nennen ihn ja die Zeitungen. Aber es ist einer von jener Sorte, die nach dem Kampf, nach nötiger und wohl auch unnötiger Grausamkeit fähig sind, nach dem Horizont des Lebens auszuspähen und darunter zu leiden, wie sie ihn in die Unendlichkeit verdämmern sehen. Dieser ‚Mörder' lobt keinen höheren Geist als die Güte; — wir wissen ja, daß den Heiligen niemand leidenschaftlicher liebt als der Sünder, und jedenfalls kennt keiner Gott so gut, wie der Teufel. — Seine Intriguen wurden mit Schadenfreude aufgedeckt; aber wer, der alles das las, möchte wohl glauben, daß dieser Mann an Abenden, wenn die Ruhe über ihn kam, von nichts lieber sprach, als von einem Jugendfreund, den er nie wieder gesehen hatte. Das war Ihr Bruder."

Andersen erwiderte mit einer Aufmerksamkeit, wie man sie ähnlich hat, wenn man einen vergessenen Gedanken sucht, der doch nicht verloren ist und seine Gegen-

wart im Gehirn noch bemerkbar macht: „Seltsam ist mir das aber! Was hat er Ihnen von meinem Bruder erzählt?“

Der Rechtsanwalt sann eine Weile nach und begann: „Nun, da ich erzählen soll, bin ich in einiger Verlegenheit. Wie wenig weiß man doch oft von Erscheinungen, von denen doch der Eindruck zum Besitz geworden ist. Vielleicht liegt es auch daran, daß ich von Ihrem Bruder, wenn ich es überdenke, nur in träumerischen Stunden gehört habe. Der Erzähler träumte und der Hörer träumte. Und das Bild, das ich mir gemacht habe, ist wohl nicht bloß aus der Tatsächlichkeit des Berichtes erwachsen. Ist doch eine Gestalt, wie Ihr Bruder eine gewesen sein muß, uns nicht völlig fremd, Gott sei Dank. Wie sehr wir auch verholzen, einmal haben wir doch grün im jungen Saft gestanden; und wenn wir uns unseres besten Teiles geschämt haben, so verachten wir jetzt diese Scham. Das Christushafte in Ihrem Bruder mag überdies so siegreich auf ihm gelegen haben, daß auch schon damals seine Mitschüler ihrer Scham sich schämten.“

Andersen unterbrach ihn: „Was sagen Sie da für ein Wort! Christushaft!“

„Ja,“ sagte der Rechtsanwalt, „oder vielleicht ist es besser, johanneisch zu sagen. Wobei wir uns eine Gestalt denken mögen, die aus dem Evangelisten und dem Täufer gemischt ist; das heißt: dem Täufer ohne Kamelshaar und wilden Honig. Wie sonderbar es doch ist, daß man ihn so zart als Knaben und so waldmenschmäßig als Erwachsenen hinmalt. Der Evangelist, der ist ja immer jung. Ich denke mir so Ihren Bruder, und in jener simpeln, etwas sonderbaren Geschichte mit dem Bettler kommt es zum Ausdruck.“

„Erzählen Sie mir doch die Geschichte zwischen meinem Bruder und dem Bettler.“

„Gott,“ meinte der Rechtsanwalt, „es ist wiederum eigentlich keine Geschichte. Sie begegneten einmal, Ihr Bruder und einige Mitschüler, auf der Chaussee einem jungen, ärmlich gekleideten Menschen. Er grüßte sie und ging weiter. Irgend etwas Besonderes war in seiner Erscheinung, was die fröhlichen Schüler reizte, sich nach ihm umzusehen. Es soll ein zartes, stilles Gesicht

gewesen sein. Merkwürdigerweise rührte aber der Eindruck von seiner Haltung her. Sie alle erblickten ihn, als ob er — was nicht der Fall war — im Gehen inne hielte, mit vorgesetztem linkem Fuß und eben vom Boden sich lösendem rechtem. Wer weiß, was im Rhythmus dieser Stellung lag, daß es die jungen Leute in ihrem Plaudern verstummen ließ! Sie gingen weiter, nur Ihr Bruder nicht. Der blieb stehen und hing mit seinen Augen an dem sich entfernenden Burschen, dann eilte er ihm nach. Die Freunde glaubten, er wolle ihn beschenken, und wunderten sich nicht wenig, als er mit ihm weiterging. Ja, er kehrte auch nicht um, als eine Senkung des Weges ihn den Blicken seiner Gefährten entzog; und denken Sie, er kam an dem Tag nicht wieder, auch am nächsten und übernächsten nicht. Erst am dritten stellte er sich ein, und nahm, ohne Aufklärung zu geben, die empfindliche Schulstrafe hin. Den Freunden erschien danach sein Gesicht auf längere Zeit, fast vierzehn Tage, wie verklärt. Auf die vielen Fragen, mit denen sie ihn bestürmten, soll er niemals eine gerade Antwort gegeben haben. Und nur einmal, so erzählte mir mein Afrikaner,

deutete er etwas an. Er antwortete nämlich mit einer Gegenfrage: ob man es nicht für möglich halte, daß Christus auch heute noch auf der Erde wandele. „Wie!“ lärmten die Freunde, „glaubst du gar oder willst uns glauben machen, daß jener Handwerksbursche auf der Landstraße Christus gewesen sei?“ „Weil er es nicht war, war er es,“ gab Ihr Bruder zur Antwort ohne weitere Erklärung; er lächelte dabei, und mein Kondottiere sagt, sein Lächeln sei listig und göttlich gewesen.“

Auch Andersen lächelte. Er lächelte wie jemand, der nachsichtig ist und Freude darüber empfindet. Und er lächelte mit einer schmerzlichen Zerstreutheit, denn er spürte einen Stich in seinem Herzen, und wünschte zu erfahren, was da wehe täte.

Er verabschiedete sich so schnell, wie es schicklicherweise ging, und verließ den Saal. Er ging auf der Straße, die direkt in eine Chaussee mündete, zur Stadt hinaus, promenierte kurze Zeit unter den schnurgrade aufgereihten Pappeln und schlug dann einen Feldweg ein.

Die Saat stand dicht und fußhoch, das Grün war frisch und die Luft rein. So flach die Gegend war,

gab es doch für den Fuß und noch mehr für das Auge kleine Hebungen und Senkungen des Bodens, so daß das Land die Fragen suchender Augen nicht ganz ins Endlose verschweben ließ und leise Antwort gab. Andersen, mit feinen Ohren begabt, hörte diese Antwort und fühlte sich nicht länger von dem geheimen Stachel gequält. Die Nachwirkung des Weines, dem er zwar nicht unmäßig, doch kräftig zugesprochen hatte, und der Luftzug, der ihm um die Stirn wehte, lösten die Spannung auf, die des Rechtsanwaltes Erzählung in ihm hervorgebracht hatte.

Denn nicht sein Bruder, er selber war es gewesen, von dem der Rechtsanwalt gesprochen hatte. Er, Andersen, im Amt heute und in wohlverdienten Würden, war damals dem Bettler gefolgt — und er mußte lächeln, wenn er bedachte, daß man diese Tat und die ihr zum Grunde liegende Gemütsverfassung seinem Bruder hatte anheften wollen, der alles mit festen Händen angriff und nichts angriff, was sich mit festen Händen nicht durfte fassen lassen, der in Paraguay „seine Scholle baute", das heißt: Wirtschaft im amerikanischen Stil betrieb, nur freier noch als ein Großfarmer in den Vereinigten Staaten.

Andersen empfand eine schmerzliche Genugtuung, daß er den Rechtsanwalt im Irrtum gelassen hatte. Er hatte ihn ein Unrecht begehen lassen, das tat ihm wohl. Auch war ja freilich gleich das erste Lobeswort des Rechtsanwalts zu stark gewesen, als daß der Hörer es für sich hätte in Anspruch nehmen dürfen. „Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand',“ sprach Andersen laut vor sich hin, „— auch Ehr' ist Schand'.“ Da war der Stachel wieder.

Denn, fragte sich Andersen, was ist an mir, der ich jetzt bin, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, ich könnte der Mann sein, von dem ihm erzählt war? Und noch strenger formte er den Gedanken: es war nicht einmal so, war nicht bloß negativ; sondern er war ja sogar überzeugt, daß ich es nicht sein könnte. Warum?

Und Andersen fühlte in sich Zorn aufsteigen. Der Rechtsanwalt hatte über den fremden Charakter, über das fremde Leben geurteilt, wie die Menschen gemeinhin tun: tief, aus Oberflächlichkeit. Es ist die Art der Menschen, von anderen große Erwartungen zu hegen, nicht aus einem Drang zur Verehrung, sondern aus der

Luſt an Schadenfreude. Er entwirft große, grobe Umriſſe, und tut ſich was zugute darauf, daß der Mann, wie ihn Gott geſchaffen hat, kleiner als das Maß iſt, das menſchlicher Fürwitz ihm zuſchreibt.

Und der Zorn ſteigerte ſich in Anderſen. Faſt wie eine Beleidigung empfand er es, daß zwiſchen ſeinem Jugendbild und ſeiner jetzigen Geſtalt ein Widerſpruch ſein ſollte.

Er wußte, daß da kein Widerſpruch war. Er überſchaute ſein Leben, das nicht ſchwer zu überſchauen war; es ſtand feſt und lauter, wie nicht oft in unſerer Zeit ein Leben ſteht. Er hatte die Schule verlaſſen, die Univerſität bezogen und hatte, mit Menſchlichkeit und Tiefblick begabt, ſeinen Beruf gefördert. Er hatte mit jungen Jahren die Frau ſeines Lebens gefunden und mit ihr, als die Zeit reif war, Ehe und Familie gegründet. „Eine und Alles" durfte er von ſeiner Liebe ſagen wie der große Lehrer der Deutſchen, Lagarde, nur, wer weiß, vielleicht noch inniger, weil gänzlich ohne Stolz, weil ohne Wille und Abſicht, aus dem Grunde ſeiner Natur heraus.

Dieses alles — ein einfaches Schicksal. Und Andersen sah im Geiste Masche sich an Masche knüpfen und nirgends eine andere Möglichkeit als die eine, die eben Wirklichkeit geworden war; einzig, daß die schmückenden Linien das notwendige Leben kraus und frei umspielten; eine Reise war nach Italien gemacht, die auch nach Schottland hätte gehen können; das Studium der Muße war altenglischen Dichtern nachgegangen, das auch vom andern Land und anderer Zeit sich den Ferienhauch hätte holen können, dessen er bedurfte.

Indem Andersen so sein Leben bedachte, fühlte er die Fülle seines Schicksals schwer und süß, fühlte sich von einer Woge getragen, deren Gesetz, das ewig unbekannte, er verehrte. Er vergaß den Rechtsanwalt und sehnte sich nach seiner Frau und den Kindern. Er unterbrach den Spaziergang, schüttelte den Traum von sich und ging geradenwegs nach Haus.

Als er hastig, ohne Hut und Stock abzulegen, sein Wohnzimmer betrat, stand seine Frau der Tür gegenüber, mit lachendem Gesicht. Sie hörte dem Töchterchen zu, das eben mit zierlicher Entschiedenheit irgendeine

luſtige Anklage mit beiden Händen ſeitwärts auf den Bruder warf, der lächelnd einzugeſtehen ſchien. Die Gruppe löſte ſich ſogleich auf; ſie begrüßten, umſchmeichelten den Vater, erzählten ihm den Streit: er hörte es, ohne zu verſtehen. Die Anſtrengung von dem ſchnellen Gang verlor ſich beim Anblick der Seinen in eine ſchwächende Seligkeit; und er dachte, während die Frau ihren Arm in den ſeinen hängte und die Tochter erzählte: wäre mein Leben ein Fehlweg geweſen, wie muß ich dafür dankbar ſein, weil er mich hieher geführt hat! Wäre es anders gekommen, ſo wäre ja auch dieſes nicht da!

Er ſchreckte auf, er zuckte zuſammen: hatte er ſich nicht eben ſeiner Familie unwillkürlich wie einer Entſchuldigung bedient? Und wieder fühlte er den Stachel.

Und er wurde ihn nicht mehr los.

Schon am nächſten Tag, während er die Verhandlungen in der Strafkammer leitete, ſpürte er mit wachſender Unruhe, ja ſchließlich mit Zerſtreutheit und Angſt, daß ſeine Tätigkeit eingeübt, gewohnt und unlebendig ſei. Er ſah die Männer nacheinander, fünf

an der Zahl, in den Käfig der Angeklagten treten — jede Verhandlung von einem Schwall von Zeugen umspült. Er sah diese Menschen und fühlte seine Ohnmacht über sie, die doppelte Ohnmacht, des Erkennens: denn sie standen ganz fremd, ganz ausgeschlossen, ganz anders vor ihm, und des Handelns: denn da er die Fäden in ihren Gehirnen nicht einmal tasten konnte, wie wollte er sie schlichten? Mit Erstaunen gewahrte er seine Kollegen in ihren Talaren, und mit den schwarzen Baretten, die sie bald absetzten, bald auf den Kopf stülpten, bald in den Nacken, bald in die Stirne zogen. Er sah, daß sie, durch ihre Kleidung geschützt und verwandelt und zu Dämonen gemacht, eine Gewalt aus sich herausspielen ließen wie die Wolke Donner und Blitz, sichtlich ohne Zweifel darüber, ob Blitz und Donner Segen seien, und blind und taub gegen die Schrecken dessen, den sie trafen. Dieses wunderlich automatische Wesen wurde vollends zu einem Spiel, wenn Anklage und Verteidigung die Waffen kreuzten: so haspeln Kinder ihr Spiel von innen heraus, nichts wollend als das Spielen und unbekümmert um sein Objekt. Besonders die Advokaten

trieben alle Fälle in eine eitle, ſpitzige Höhe; eitel wiegten ſie ſich in den Hüften; und gar abſcheulich war das, was die Feinen unter ihnen und zumal der eine, ihm Wohlbekannte, für Pſychologie mochten ausgeben wollen. Auf ihn ſah Anderſen mit Hohn. Er fühlte, daß das, wovon jener zu meinen ſchien, es individualiſiere den Fall, eine ausgemacht tückiſche Unwahrheit enthalte, die ihm, als er den Rechtsanwalt nach erledigter Verhandlung geſchäftig ſeine Akten zuſammengreifen ſah, wie gefliſſentliche Sünde und ſchlimmer erſchien als das harte Handhaben der Macht von ſeiten der Richter.

Die Erinnerung an das geſtrige Geſpräch glitt ihm durch die Seele, unglaubwürdig. In welchem Nebel von Wein, Weite und Gewöhnlichkeit hatte er mit dem fremden Mann Übereinſtimmungen über einen fremden Mann getauſcht!

In einer Pauſe dachte er ſich plötzlich einen Menſchen, der, mit Wahrblick begabt, dieſen Saal prüfte und auch ihn in ſeinem Talar und mit ſeiner ſchwarzen Kappe ſähe. Ihn fröſtelte vor dieſen unſichtbaren Augen, und er ſtrengte ſein Gehirn an, ein Geſicht zu ihnen vor-

zustellen; aber es gelang ihm schlecht, und beginnender Kopfschmerz quälte zugleich und lähmte seine Phantasie.

Es versuchte ihn, seinen Kopfschmerz zum Vorwand zu nehmen, die Leitung der Verhandlungen niederzulegen; aber das erste Wort, das er sprach, die Anrede an einen Kollegen, ernüchterte ihn, so daß er mit Ärger das Ungereimte seines Wunsches spürte, und so hielt er aus.

Zu Hause fiel seiner Frau und seinen Kindern wohl auf, daß er nicht gerne sprach. Aber da er niemals verdrießlicher Natur war, schoben sie es auf einen Rechtsfall, der ihn beschäftige; denn seine Teilnahme an den Schicksalen, die durch seine Hände glitten, war größer, als seine jetzige Verfassung ihn glauben ließ.

Am Abend erbat er Urlaub von seiner Familie und machte einen Spaziergang über die Felder. Die Schmerzen im Kopfe waren gelinde geworden; und wenn er auch noch nicht prüfend nachdenken konnte, so fühlte er doch die so seltsam erweckten, so gebieterisch erstandenen Mächte, die an seinem Stamm rüttelten, die Wurzeln lockerten und aus den Zweigen tote Blätter schüttelten.

Er erinnerte ſich ſeines Ganges mit dem Handwerksburſchen. Nein, nicht ſeine Augen waren es geweſen, die ihn heute im Gerichtsſaal anſtarrten. Seine Augen waren naiv und ruhend geweſen und ohne Fähigkeit, zu ſuchen und zu fordern. Und doch hatte das Erlebnis, das auf eine ſo unerwartete Weiſe gewandert war und gewirkt hatte, ſeine ganze zarte Form noch nach Jahrzehnten behalten.

Es war ein dumpfruhiger, beſchwichtigender Tag geweſen, frühherbſtlich im zähen Septembernebel, der die tauſchweren Spinnennetzlein wie kleine Wölkchen zwiſchen die Kiefernäſte geklebt hatte. Vom Nebel gequollen, hingen die wie Hände offenen, flachen Blätter der Akazie regungslos, die Seradellafelder breiteten ſich grün-ſilbergrau wie Gletſcher.

Sie waren friedeſam nebeneinander gegangen, Anderſen mit neugierigen Fragen, der Burſche mit neugierigen Antworten. Sie kamen an einer Berghalde vorbei, wo eichene und tannene Hölzer aufgeſtapelt lagen, Der Burſche blieb an ihnen ſtehen, befühlte ſie und roch an ihnen. „Sie ſind wohl Stellmacher?“ fragte An-

derſen. „Nein, ich bin kein Stellmacher.“ „Dann ſind Sie wohl Tiſchler?“ Und in demſelben kindrigen Ton antwortete er: „Nein, ich bin kein Tiſchler.“ „Was ſind Sie denn?“ „Ich? Ich bin etwas ſchwach auf der Bruſt — ich bin ein Schuſter. Mein Vormund wollte es nicht leiden, daß ich Stellmacher werde.“ Anderſen fragte darauf, nicht ohne Scheu und ſpöttiſches Gelüſt: „Sie wiſſen doch, daß Jeſus Chriſtus ein Stellmacher war. Wollten Sie es deshalb gern werden?“ „Nein,“ antwortete der Burſche, „ich wollte es werden, weil es ſo gut riecht und weil man ſaubere, trockene, treue Hände davon bekommt.“ Dabei ſah er traurig auf ſeine ſchwarzen, ſchrundigen Hände mit den harten Nägeln, nahm ſie auf den Rücken und ging mit derſelben eigentümlichen Haltung des Kopfes weiter, die Anderſen und ſeine Schulfreunde auf ihn aufmerkſam gemacht hatte.

Etwas ganz Kindliches, ganz Wehr- und Sorgloſes war in dem Menſchen geweſen. Und Anderſen, der jetzt tief verſonnen über die Felder ging, fühlte den Nachklang in ſich und fühlte aufs neue, was ihn damals bewegt hatte, den Wunſch, der ihn damals durchjubelt

hatte. Der junge Menſch, der neben ihm ging, war kein Ziel; nicht einmal der Frührauſch der Seele ſchmeichelte ihm vor, daß er etwas Nacheifernswertes ſei; aber indem er ihn hörte, indem er ihn fühlte, hatte ſich ſeine Seele, ſeine Zukunft, ſein Wunſch und Wille zu ihrer höchſten Freiheit geregt. Das Wort Hyperions hatte ihn beſeligt: „Es iſt ein Gott in uns, der lenkt, wie Waſſerbäche, das Schickſal; und alle Dinge ſind ſein Element.“

Unvergeßliches Wort, und unvergeſſenes! Mahnendes, unvergeſſenes!

Armer Handwerksburſche, armer Bettler! Wo mochte er jetzt ſein? Wie mochte nun dieſe Pflanze zum Baume und zu Holze geworden ſein?! Anderſen ſchüttelte ſich. „Nein, er iſt ſicherlich tot!“ dachte er. Und weniger um das Bild der Erinnerung zu retten, als um ein Urteil über ſich zu fällen, ſprach er ihm den Tod zu.

„Wie er die Tauben geliebt hat!“ erinnerte er ſich mit Entzücken. Es war am zweiten Tage ihrer Wanderung geweſen, als ſie vor dem wotanblauen Gewölk eine weiße Taube ins Lichte blitzen ſahen, ſie verſchwand,

sie leuchtete wieder auf, wenn ihre Flügel den Tagesschimmer voll den Wandernden zuwarfen. Der Bettler griff mit einem leisen Laut in die Luft, dann hielt er sich wie schwindelnd an Andersens ihm zugekehrter Schulter fest. „Ach, entschuldigen Sie," sagte er lächelnd und nahm sich zusammen. „Ja, ich habe die Vögel sehr gerne. Sind sie nicht von Gottes freiester Luft in den Raum geworfen? Aber die schönsten, das sind die weißen Tauben. Als Jesus Christus die Wechsler aus dem Tempel jagte, warf er alle Tische um, und schlug mit einer Geißel die, die Rinder und Schafe feilhielten; als er aber zu denen mit Tauben kam, ließ er gleich die Geißel sinken und sagte, wie man Kindern einen Vorwurf macht, zum Guten redend: geht doch mit den Tauben hinaus, macht doch nicht meines Vaters Haus zu einem Handelshaus! So gern hatte er die Tauben. Und kein Mensch kann anders. Jedem fällt sein Bestes bei, wenn er sie sieht. Als Johannes Jesum taufen sollte und ihn doch noch nicht kannte, sah er einen Mann, der sich ihm näherte, und gerade in dem Augenblick blitzte eine Taube auf: da wußte er gleich, daß es Jesus war.

Es war ihm hier oben im Kopf alles steif vor Erwartung und Gedanken, und wie er die Taube sah, kam es in Fluß von ihren Flügeln, und er wußte, daß es Jesus war."

Andersen konnte nicht lächeln bei dieser Erinnerung; er mischte sie aus seinen Gedanken und aus den Worten des Bettlers halb bewußt und wie um sich zu zerstreuen.

Die zunehmende Nacht machte den einsam Grübelnden schreckhaft, ein ihm so ungewohnter und in seiner Unsicherheit verdrießlicher Zustand, daß er nach Hause ging. — — —

Die nächste Zeit wies es aus, daß keine vorübergehende Erschütterung ihn heimgesucht hatte. Der Schatten eines Hauses schwankt, wenn eine Wolke vor der Sonne zieht; dieses aber war mehr als eine Wolke, und nicht der Schatten nur, — das Haus schwankte. Es ging nicht vorüber, und der Jugendsturm war vorübergegangen, schmählich!

Die Augen, die jetzt auf ihm ruhten, die vorwurfsvoll fragenden, die seine Empfindlichkeit, so gering sonst seine Phantasie und Neigung zu Halluzinationen war,

wie körperliche Augen empfand, sie waren nicht die unschuldigen Blumenaugen des jugendlichen Handwerkers, es waren seine eigenen:

Er hatte seine Fylgja, sein Dämonion erschaut; und der Mythus sagt wahr, daß derjenige sterben muß, dem solches geschieht; — wenn auch der Tod nichts anderes wäre, als die nun entschiedene Gewöhnung an das Dumpfe, Gemeine und für ewig Zufriedene. Aber wie es eine Wiedergeburt gibt, wie der Biene Stich in den Nacken, daß man vor wollüstigem Schmerz in die Kniee bricht, so schlägt auch der Tod in edlere Naturen seinen Gedanken wie einen Blitz.

Andersen hätte seine Veränderung gegen das Amt, das er ausübte, wohl ertragen können. Im Grunde war ja der Verdacht gegen die Justiz längst nicht mehr neu, weder in ihm, noch in den Denkern und Dichtern, die er für wesentlich hielt. Das Schlimme war, daß er die Veränderung gegen alles fühlte, was sein Besitz geworden war, das Schlimmste, daß sie auch vor der Frau und den Kindern nicht Halt machte.

Die stille und edle Gewohnheit seines Tages, der

Morgen, der Abend, sie hörten auf, ihn zu überraschen. Und indem er sie erwartete und indem er wußte, daß er ihrer sicher war, empörte er sich gegen sie und ertrug sie mit wachsendem Mißtrauen und mit wachsender Verödung.

Er erkannte, daß jeder Tag mit seinem Gefühl, seiner Liebe, seiner Freundlichkeit ihm nicht als erworbenes Gut zu eigen war, sondern als Erbteil. Fruchtbarkeit ist erblich, die der Mütter wie die der Tage. Ein Tag voll Arbeit verspricht einen zweiten Tag voll Arbeit; ein Tag der Liebe einen zweiten der Liebe. Wann leben wir? Wir leben nicht heute von unserem Heute, sondern erst morgen. Wir erben und schaffen uns selber das Erbteil.

Ist es noch Liebe, die sich täglich erneut? Kraft, die sich täglich erneut? Es ist Erbteil. Und, fühlte Andersen, wenn das Truggebäude zusammenstürzt, ist es nicht wieder aufzurichten. Wir erinnern uns nur; wir leben nicht.

Indem diese Gedanken ihn nicht mehr losließen, schufen sie in ihm den Zustand, den sie vorhanden glaubten

und erklären wollten. Fremd, fern und mit bitterer Sehnsucht begann er auf seine Frau zu sehen; fremd, fern und voll Erstaunen auf seine Kinder.

Und so herausgeschleudert aus dem Kreise, aus der Kette der Notwendigkeit, hörte er die Anklage seiner ersten Notwendigkeit, seines ersten Willens und seiner, wie er glaubte, ursprünglichen Gestalt immer deutlicher.

Dieses war die Verwirrung, aus der er, sei es als Flucht, sei es als Erlösung, den Tod als Ausweg fand. Zurückzusinken in die Gewohnheit seines Lebens, hinderte ihn die Wahrheit der inneren Spaltung. Den Faden aufzunehmen, wo er ihn als Jüngling hatte fallen lassen, war unmöglich, weil die Ordnung nur durch Zerstörung wieder zum Chaos werden kann, und überdies hätte die Schamhaftigkeit des Jahrhunderts aus dem neuen Gesicht eine Fratze gemacht. In früheren Zeiten würde ein Mann mit diesem Konflikt ins Kloster gegangen sein.

Wiener Verlag, Wien, IX, Garelligasse 2

Arthur Schnitzler

Reigen

Zehn Dialoge. — 20.—30. Tausend.
M. 2.—, geb. M. 3.—.

„Münchner Neueste Nachrichten“: „Es ist das Buch der Saison, das Schnitzler geschrieben hat. Es ist ein scharmantes Werk, voll Anmut und Grazie....Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen“ ist ein gewagtes, ein „frivoles“ Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterie-Erfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden, sondern das Publikum. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehme lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Wie wären sonst die zahlreichen Entrüstungen eifriger Moralisten zu erklären, die es wagten, den Dichter als skandalsüchtigen Zotenreißer hinzustellen! Es sei ohneweiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhepunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin, die Schauspielerin und der Graf bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Vorhänge der verschwiegensten Alkoven öffnen sich, und die geheimsten Geheimnisse dürfen wir hören. Die Liebe in ihrer konkretesten Form ist das einzige, zehnmal variierte Thema des Buches und trotz der

außerordentlichen Wahrhaftigkeit des Tones, in dem die Gespräche gehalten sind, fällt kaum ein unzartes Wort. Vielleicht noch nie sind die femininen Listen sicherer beobachtet und diskreter nachgezeichnet worden. Ein Chirurg der Seele zeigt uns ihre verborgensten Verrichtungen und dringt hier in Gebiete, die bisher der Kunst terra incognita waren."

Raoul Auernheimer

Rosen, die wir nicht erreichen

Ein Geschichtenband.

2. Auflage. M. 2.—, geb. M. 3.—.

„**Hamburger Fremdenblatt**": Der „Wiener Verlag", der uns bereits die Kenntnis einer Anzahl wirklich guter und origineller Bücher vermittelt hat, läßt mit seinen „Rosen, die wir nicht erreichen", abermals ein gediegenes Werk in die Öffentlichkeit hinausgehen. Der Erzähler dieser kurzen Geschichten aus dem Leben erfreut sich einer Frische und Selbständigkeit der Anschauung und dabei eines Stiles von so bestrickendem Reiz, daß man den Autor ohneweiters in die erste Reihe der modernen Erzähler zu stellen hat.

„**Berliner Nationalzeitung**": (Welt am Montag.) Wer Raoul Auernheimer, der jedem auf literatischem Gebiet Versierten wohl schon begegnet ist, noch nicht kennt, der sollte diesen Geschichtenband zum Vermittler einer zweifellos sehr genußreichen Bekanntschaft machen. Auernheimers Geschichten werden alle ohne Ausnahme von einem feinen Humor und einer noch feineren Satire getragen. Der Dichter schaut von hoher Warte auf Welt und Menschen herab.....

Wiener Verlag, Wien, IX, Garelligasse 2

Hans von Kahlenberg

Die sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri

3. Tausend.
M. 2.—
geb. M. 3.—.

J. V. Widmann in der **„Neuen Freien Presse“**: Nachdem sich Papst Leo XIII. einmal die schalkhafte Anwendung eines Bibelverses gestattet hat, indem er unter sein von einem schlechten Pinsler gemaltes Porträt lächelnd die Worte schrieb: „Fürchtet euch nicht, Ich bin es,“ dürfte man es auch der Schriftstellerin, die sich Hans v. Kahlenberg nennt, nicht zu sehr verargen, wenn sie unter ihr Bildnis das Lieblingswort des Evangelisten Johannes: „Kindlein, liebt euch untereinander“ setzen wollte, dabei keineswegs die Johanneische, ja nicht einmal eine platonische, sondern vielmehr einzig und allein die Liebe meinend, die sich nicht bloß in Operntexten, sondern auch im Leben hauptsächlich auf „Triebe“ reimt. In diesem Spruche würde nämlich das Leitmotiv ihres ganzen poetischen Schaffens liegen, wenigstens soweit Stoff und Gefühls- und Phantasie-Inhalt dabei in Betracht kommen. Sie ist Erotikerin nicht etwa aus dekadenter Lüsternheit oder gar aus Berechnung, daß pikante Belletristik „zieht“, nein! Aus einer ihr zur Überzeugung gewordenen Weltanschauung heraus ist sie es, aus der Einsicht, daß der Liebesborn, der ewige, Welt und Menschheit erhaltende, auch der beste, wenn nicht einzige Freudeborn der Sterblichen ist, den man darum in Ehren halten, immer wieder bekränzen und, wenn es not tut — und es tut immer not! — gegen alle puritanischen Finsterlinge und sonstige neidische Asketen heldenmütig verteidigen soll....

Man vernehme doch sie selbst, wie sie am Schluß einer dieser „Sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri“ sich über die große Freudenbringerin Liebe ausspricht: „Die große Liebe möchte ich in meinem Herzen haben, die alles schmilzt, ineinander schweißt, Gott, den Teufel, die Welt und den Himmel, Sehnen und feiges, erbärmliches Zurückbeben. Reich werden möchte ich,

königlich reich! Aus dem vollen goldenen Überfluß meines jauchzenden Herzens möchte ich Perlen und seltene, leuchtende Edelsteine verschenken — Freude ausgießen. Ob die einzelnen Geschichten nun „Der Tod Don Juans", „Die Verlobung des Prinzen Telramund", „Der Fall des Seigneurs Konrad von Vigne" oder „Galathee", „Der neue Parsifal", „Die junge Beate Dachs" u. s. w. heißen, im ganzen variieren sich doch alle nur das Thema vom Freudenborn der Liebe. „Eroten sollen nicht genieret werden", das ist Hans v. Kahlenbergs Meinung. Und selbst auch soll man sich in der Liebe nicht genieren. Wie frei beichtet Don Juan auf seinem Totenbette! Und eine blonde Nonne absolviert ihn in ihrem Herzen: indem sie überall in seinen amorosen Abenteuern reichlich mildernde Umstände entdeckt. Diese erste, besonders fein und stimmungsvoll abgetönte Erzählung ist hierin echt weiblich wahr.

„Frankfurter Zeitung": Hans v. Kahlenberg scheint über Boccaccios Lorbeeren den Schlaf verloren zu haben, bis „Die sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri" ausgebrütet waren. In der Tat besitzt sie Geist und Witz und auch — Vorurteilslosigkeit genug, um die Pfade des mutwilligen Italieners wandeln zu können. Ihren gepfefferten Geschichten liegen originelle Motive zugrunde. Da lernen wir zwei Frauen kennen, rechtmäßige Gattin und Maitresse, die sich zusammentun, um den Gemahl und den Geliebten zu hintergehen; dort begegnen wir einer „Gräfin von Gleichen", die in friedsamer Ehe- und Kindergemeinschaft mit zwei Männern zusammenhaust, die sich gegenseitig zu einem Mustermanne ergänzen; dann wieder hören wir von den raffinierten Kniffen, die eine Dame anwendet, um ihren Ritter so weit zu bringen, daß er sie verführt. Vergangenheit und Gegenwart, französisch parfümierte Hofluft, Ritterwelt und alldeutsche Reichsstadt-Atmosphäre, Wirklichkeit, Märchenreich und Operettentum („Die Verlobung des Prinzen Telramund" erinnert lebhaft an „Zehn Mädchen und kein Mann") lösen sich ab und verschwimmen ineinander. Ironische Stimmung, parodistische Laune, literarische, soziale, politische Satiren, Philosophieren, Prunken mit Belesenheit, Beschwörungen Nietzsches, Chamberlains und anderer Größen — alles und noch weit mehr findet man in diesen wunderlich überladenen und verschnörkelten Erzählungen, die wie der Kolibri in allen Farben schillern.

Wiener Verlag, Wien, IX, Garelligaſſe 2

Hans von Kahlenberg

Nixchen Ein Beitrag zur Pſychologie der höheren Tochter.
50.—60. Tauſend. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Dieſes Buch iſt in Deutſchland verboten.

„Der Tag“: Gegen Hans von Kahlenberg ſchwebt ein Unterſuchungsverfahren. Grund: Eine in mehreren Auflagen erſchienene Novelle „Nixchen“.

Nixchen iſt die Tochter eines preußiſchen Geheimrates; „Beamter vom alten Schlag, — Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle.“ Sie wohnen im Berliner Weſten; Geld iſt knapp; Geſellſchaften müſſen ſein; die Mädel heiraten, wen ſie kriegen; die eine einen Offizier; die andere einen mit Draht; Nixchen, ehe ſie den wohlhabenden Achim von Wuſtrow nimmt, einen ſchwerfälligen Gutsbeſitzer, erluſtigt ſich durch häufige Beſuche bei einem feſſelnden Mann mit Glatze, der unterkittige Geſchichten ſchreibt. Sie gibt ihm.... tout, excepte ça (wie die Formel in Frankreich heißt). Und das wird beſchrieben. Nixchen iſt die ärgſte nicht; denn ihre Freundin Daiſy Grimme iſt weit ärger. Nixchens andere Freundin iſt „die Tochter eines penſionierten Generals, ein luſtiges, ſchwarzäugiges Plaudertäſchchen“. Alſo: Ein deutſches Seitenſtück zu den Demi-Vierges des welſchen Windhundes Prevoſt. Das Ganze — vielleicht nichts zum Fortleben für die Literaturgeſchichte; aber ſehr unterhaltende Sittenſtudie. Mit großer Verve geſchrieben, voller Leben. Und eine Maſſe Ehrlichkeit drin, — neben dem dicken Raffinement der etwas fatalen Technik. Zwei Freunde ſchreiben einander Briefe, der Gutsbeſitzer und jener kahl-

köpfige Herbert; der eine schreibt: ich liebe einen Engel; gleichzeitig der andere: ich habe zufällig gestern eine Bekanntschaft gemacht; die Bekanntschaft ist natürlich der Engel. Und so Schritt vor Schritt weiter, in grobem Parallelismus... Aber es soll meine Tugend sein, das lebendige Buch nicht übergenau zu rezensieren. Denn es handelt sich nicht darum, ob sich künstlerische Einwände erheben lassen. Sondern darum: Ob das Ganze als Kunstwerk zu betrachten ist (nicht als Machwerk zur Verbreitung von Unzüchtigem). Die Antwort ist ein zweifelloses Ja. Damit muß die Entscheidung des Prozesses gegeben sein. Kommt er zustande, dann ist der Verfasserin (nach dieser sechsten Auflage) die fünfundzwanzigste verbürgt. Sie hat Glück, daß sie — schon vorher gelesen — nun eintritt in die Reihe der vordersten Bekanntheiten unserer Literatur. Dem beamteten untersuchenden Cato hinwiederum sei gesagt: Solche Prozesse haben bekanntlich stets einen Mißerfolg für den Staat oder den Anwalt des Staates, der sie macht. Man kann zuletzt doch nicht die deutsche Übertragung der Rousseauschen Bekenntnisse verbieten, auch nicht den Dekamerone, und die Lucinde ist für zwanzig Pfennige zu haben. Keine Darstellung aber mit Kunstmitteln kann so verführend wirken wie Dinge, die jeder jeden Tag sehen kann. Mein Lieblingsargument ist das blonde Mädel mit wehendem Haar, das über die Straße rennt, die Röcke zusammenrafft. Der Staat müßte solche blonde junge Mädel verbieten, die zum Bäcker laufen. Eher hören Regungen und Empfindungen nicht auf, die schon unsere gottverdammten Väter gehabt, — da sie unsere Väter geworden sind. Schwieriger Fall! Wenn der Gerichtshof diesmal verdonnert, so wird Norddeutschlands oberste Klasse, die vor „Nixchen" geschützt werden sollte, doch wieder in der Verfasserin getroffen, — als welche nicht die Tochter eines Feldwebels ist, sondern eines lebenden preußischen Oberstleutnants.

Alfred Kerr.

DRUCK von FR. WINIKER & SCHICKARDT
K. U. K. HOFBUCHDRUCKER, BRÜNN.

6301_15

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR 28 '72 H

4035296618

4121164

APR 21 '72 H

CAMP 520

MAY 25 '72 H